Wer der Kuraßier war?"

Soldatengeſchichten

von

George Heſekiel.

Magdeburg,

Verlag von Emil Baenſch.

UNIVERSITÄTS- + BIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

1924 K 649

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen von Preußen,

dem

ſiegreichen Führer und treuen Freunde

des

Preußiſchen Soldaten

in ehrfurchtsvollſter Ergebenheit

gewidmet.

Inhalt.

Die alte Liebste. 1
Der schwarze Schröder 19
Ein preußischer Deserteur. 33
Wer der Küraſſier war 45
Der alte Löwe 51
Der Invalide 65
Das Eisenkind 75
Von einem Officierburschen 97
Von vier Junkern 113
Die Kurfürstenschenke 127
Der Lieutenant von Bayer 143
Auch eine Soldatenliebschaft 151

Die alte Liebſte.

In dem schönen Pfälzerland am Rheine, wo die köstliche Weintraube reift an den sonnigen Bergen, und schwere, goldene Aehren wogen in den stillen Thälern, da liegt, fast versteckt unter den Weingeländen der Berge ringsum, ein friedsames Dorf mit nur wenig Feuerstellen und einem spitzen Thurm auf dem alten, schmucken Gotteshause. Aber auch in diesen stillen, schönen Winkel war der Kriegssturm des Jahres 1849 hereingebrochen, und hatten seit einigen Tagen schon Freischärler dort gehauset auf ihre wüste Art. Der Pfarrer hatte flüchten müssen vor dem tollen Zorn dieser schlimmen Gesellen, die, den breitrandigen Heckerhut auf dem wirren Haar und den langen Demokratenbart auf der schmierigen Blouse und den Säbel in der Faust, als Helden in die friedlichen Wohnungen des Dorfes drangen und den Weibern und Mägden Angst einjagten und Entsetzen.

Finster sahen die Männer in das rasende Treiben dieser unsinnigen Gleichmacher und Freiheitskämpfer, und mancher ordentlichen Hausfrau gingen die Augen über vor Wehmuth, wenn sie's mit ansehn mußte, wie dieses Freischaarenvolk gar übel wirthschaftete mit dem oft mühsam gesammelten und mit sauerem Schweiße erworbenen Vorrath; die Töchter aber und die jungen Mägde, die suchte man, wo's irgend anging, zu verbergen vor den Blicken der Freischärler, die ihrer Lüsternheit gar kein Hehl hatten und die nichtswürdige wälsche Lehre von der Weibergemeinschaft gern ebenso praktisch ausgeübt hätten, wie die von der Gütergemeinschaft, d. h. die gern ebenso frech über die Weiber und Töchter des Landes verfügt hätten, wie sie über Geld und Gut geboten.

Ein paar Tage erst war dieses Gesindel im Dorf, und schon war Allen, Männern wie Weibern, solch Regiment schier unerträglich geworden, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn der vertriebene Pfarrherr nicht insgeheim seinen geistlichen Kindern Post gesendet und sie vermahnet hätte zur Geduld und zum Ausharren im Trübsal, weil die Rettung nahe sei, und der Preuße kommen würde, sie zu befreien.

Eines Tages aber, als es die Dränger „im Namen der Freiheit" allzu arg trieben, und mancher

Vater und manche Mutter leiſe ſagten: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“ da liefen die Freiſchärler plötzlich auf den Dorfplatz, ſteckten die Köpfe zuſammen, führten allerhand gotteslästerliche Reden, ſchwatzten hin und her, meinten, ſie ſeien verrathen worden, und ſollte es den Verräthern exemplariſch ſchlecht ergehen, wenn ſie wiederkämen, um die Freiheit ganz einzuführen. Endlich liefen ſie ſehr eilig zum Dorfe hinaus, ſo eilig, daß ſie ganz vergaßen, von ihren Wirthen Abſchied zu nehmen, oder den Gemeindeverſteher mit ſich zu nehmen, den ſie doch als einen „Reactionair“ gefangen geſetzt und in ſeinem eigenen Hauſe bewacht hatten.

„Jetzt kommt der Preuße, paßt auf!“ ſagten die Bauern, als die Freiſchärler ſo gar eilig davon gelaufen waren, und ſchauten überall aus nach den blauen Röcken und den blanken Helmen. Da ſie aber dergleichen weit und breit nichts bemerkten, ſo meinten ſie, es müſſe das ein blinder Lärm geweſen ſein, dankten ihrem Schöpfer, daß er ſie erlöſet von den Freiſchärlern, den ſchlimmen Burſchen, und gaben ſich dran, wieder Ordnung zu machen in Stube und Stall, in Küche und Keller; denn ſolche Freiheitshelden, die kehren das Unterſte zu Oberſt, wo ſie hinkommen.

Ein paar Stunden vergingen; da zeigte sich's plötzlich, daß es doch kein so ganz blinder Lärm gewesen, der die Freischärler verjagt; denn mit einem Male trabte ein einzelner preußischer Husar zum obern Ende des Dorfes herein, das gespannte Pistol in der Hand, den Säbel am Faustriemen. Der sah sich spähend und gar vorsichtig ringsum, und als er einen Augenblick hielt, als er an der Kirche war, da kam im Galopp ein zweiter nach; der preschte an ihm vorüber, im vollen Laufe die Dorfstraße hinunter und am Ende des Dorfes wieder hinaus. Noch zwei oder drei folgten einzeln diesen ersten Husaren. Dann aber hörte man ein gewaltiges Pferdegetrappel; lustig schmetterte eine Trompete ihr Signal dazwischen, und ehe sich's die Bauern versahen, hielt eine halbe Schwadron blauer Husaren auf dem Kirchplatz.

Männer und Frauen, Knechte und Mägde, absonderlich aber die halbwachsenen Jungen, die drängten sich eifrig um die stattlichen Reiter, welche zum Theil abstiegen, während der Gemeinde-Vorsteher zu dem schmucken Lieutenant trat und ihm berichtete, wie die Freischärler abgezogen seien, seit ein paar Stunden schon zur allergrößten Freude des Dorfes, da selbige fast übel gehauset allhier. Der Preußische Officier warf den Säbel klirrend in die Scheide, schwang sich

leicht aus dem Sattel und trat dicht vor den Schulzen, das Geſicht des Alten vorſichtig, ja, faſt miſstrauiſch muſternd. Der junge Reiteranführer war vorſichtig; man kann im Kriege nicht vorſichtig genug ſein, und damals in der Pfalz und in Baden da trafen's die Preußen immer ſo, daß, wenn ſie an einen Ort kamen, wo Revolution geweſen war, es Keiner geweſen ſein wollte, und ſie ſich alleſammt gebehrdeten, als wären ſie die treueſten Unterthanen ihres Herrn, des Königs von Baiern, oder des Großherzogs von Baden. Hier indeſſen überzeugte ſich der Huſaren-Officier bald, daß er es mit keinen Rebellen zu thun hatte, ſondern mit ordentlichen chriſtlichen Leuten.

Er befahl die Roſſe abzuzäumen, ſtellte die Poſten aus und ſchlug mitten auf dem Dorfplatze ſein Bivouac auf.

Nach und nach hatte ſich faſt die ganze Dorfſchaft um die Huſaren verſammelt; die jungen Burſchen halfen gefällig die Roſſe tränken, und die Hausfrauen brachten Speiſe und Trank herbei von allen Seiten für die Reiter, und wollte Jeder dem „Preuß“ was Liebes erzeigen. War doch der „Preuß“ gekommen, ſie zu befreien von dem Freiſchaarengeſindel.

Ein alter Mann ſah kopfſchüttelnd lange in das luſtige Treiben. Endlich fragte er einen Huſaren treu-

herzig, ob ſie denn wirklich Königl. Preuß. Huſaren wären. Verwundert bejahete der Reiter die ſeltſam klingende Frage. Da meinte der Alte, es würde aber doch auch Alles anders in der Welt, ſogar die Preußiſchen Huſaren; denn als er noch jung geweſen, da hätten ſie auch Preußiſche Huſaren hier gehabt, ein paar Wochen lang; damals aber wären die Huſaren roth geweſen.

Anno 1849 kannte man alſo im Pfälzerlande noch die rothen Blücherſchen Huſaren von Anno 1793.

Während ſich die Preußen nun gütlich thaten mit Eſſen und mit Trinken, und mit den gutmüthigen Dorfleuten ſchwatzten, dann aber zu ſingen begannen, zwiſchen durch einmal: „Heil dir im Siegerkranz!“ ꝛc. oder: „Juchheiraſſaſa! und die Preußen ſind da!“ ꝛc. ging ein Huſar abſeits vom Haufen und ſchien, obwohl es ſchon finſter wurde, Etwas zu ſuchen auf der rechten Seite des Dorfplatzes. Da er nicht fand, was er ſuchte, ſo fragte er einen Bauer, einen ſtarken, hübſchen Kerl: „Hört mal, guter Freund, ſtand nicht einmal hier vor einem der Häuſer ein Nußbaum?“ Der Bauer und noch mehre der Umſtehenden ſahen den Huſaren verwundert an; endlich antwortete der Gefragte zögernd: „Ja, vor meinem Hof iſt ein Nuß-

baum geſtanden; den habe ich laſſen umhauen, es ſind an zehn Jahre ſchon!“ „So heißt Ihr Kaiſer?“ fragte der Kriegsmann weiter. Neugierig ſteckten die Bauern die Köpfe zuſammen; aber eine derbe Bauerfrau trat neben den nun ganz verdutzten Mann und ſprach: „Woher Er das Alles weiß, da Er doch noch nicht hier geſehen worden! Das muß nicht mit rechten Dingen zugehen; mein Mann heißt nicht Kaiſer, er hat in den Hof geheirathet; aber ich heiße Anna Barbara Kaiſer, und hat mir mein Vater ſeliger den Hof verlaſſen!“

„Alſo Balthaſar Kaiſer lebt nicht mehr!“ rief der Huſar.

Mit offenem Munde ſtarrten ihn die Umſtehenden an. „Gott hab ihn ſelig!“ antwortete eine andere Frau, „der alte Balzer iſt ſchon lange begraben; auf Mariä Verkündigung ſind's zwölf Jahre.“

„Aber die Sophia Dorothea lebt noch, ſeine Frau?“

„Er kennt alſo meine Mutter“ entgegnete jetzt die Frau, die zuerſt geſprochen, „warum ſagt Er das nicht gleich? will Er ſie beſuchen? Sie iſt für ihr Alter noch recht rüſtig und heut Abend auch noch bei Wege.“

Der Huſar entſchloß ſich raſch; er ging mit der Frau, und bis zur Thür des nahen Gehöftes folgten

die Nachbaren; denn sie waren grausam neugierig, was das geben solle mit dem Husaren, der Alles wußte.

Da traten sie in dem Hause durch die Diehle in ein Kämmerlein zu ebener Erde. Darin aber sah es gar schmuck und stattlich aus, und merkte man es gleich, wie man in einer wohlhabenden Wirthschaft sei. Auf einem mit schwarzem Leder beschlagenen Lehnstuhl saß eine alte, reinliche Frau, die spann. Der Schein des Lämpleins von blankem Zinn, das neben ihr auf dem blendend weiß gescheuerten Tische stand, fiel gerade auf das alte Gesicht, das einen wahrhaft lieblichen, frommen Ausdruck hatte.

„Mutter!“ rief die Frau, den Husaren hereinführend, „Mutter, da ist ein Preußischer Husar, der Euch kennt und Euch besuchen will!“

„Ein Preußischer Husar!“ rief die Alte halberschreckt, und ein seltsames Roth lief über ihr Antlitz; forschend richtete sie ihr mildes, blaues Auge auf den Reitersmann.

„Ich wollte Euch gern sehen, Mütterchen!“ entgegnete der Husar gerührt und faßte zutraulich die magere Hand der alten Frau; „denn seht, ich habe

einen alten Großvater daheim, der hat mir viel von Euch erzählt, und wie Ihr heißt, und wo Ihr wohnt, und der gedenkt Eurer immer mit solcher Liebe, als wenn er noch ein junger Kerl wäre!"

Eine helle Thräne rollte über die welke Wange der alten Frau; aber aus ihren Augen blitzte es wie Jugendlust und Jugendgluth, und hastig und mit bebenden Lippen fragte sie: „Der Johannes Bodmer gedenkt meiner noch? Der Johannes Bodmer ist Sein Großvater?" und dabei nahm sie die blanke Lampe mit zitternder Hand, leuchtete dem Husaren in das frische Gesicht und sprach leise: „Ja, ja, es ist noch so etwas wie Aehnlichkeit; aber Er ist doch nicht so stattlich wie sein Großvater!"

Jetzt sah die Alte die Verwunderung ihrer Tochter und ihres Tochtermannes. Sie besann sich; dann sprach sie: „Andreas, mein Sohn! holt mir doch eine Kanne von meinem Wein herauf; dann will ich erzählen, weil ich sehe, daß Ihr gern Alles wissen wollt!"

So schnell war der Andreas vielleicht noch nicht gelaufen, und als der Husar Platz genommen zwischen der Alten und ihrer Tochter, da war er auch schon wieder da mit der vollen Kanne, und als sie getrunken, und der Husar kürzlich gemeldet, wie sein Großvater lange

Jahre gedient als Soldat, und nun ſchon eine hübſche Weile Chauſſeegeldeinnehmer ſei und immer noch rede von der Anna Dorothea Kaiſerin draußen am Rhein, und wie er Keine wieder ſo geliebt habe wie die, da ſagte die alte Frau verſchämt, indem ſie die Augen niederſchlug, der Johannes Bodmer ſei ihr erſter Liebſter geweſen in allen Ehren, und hätte ſie ihn auch gern zum Mann genommen mit Bewilligung ihres Vaters. Der Johannes Bodmer aber habe die Huſarenjacke nicht wollen ausziehen, weil er dem Könige von Preußen geſchworen. Das hätte ihr wohl großen Schmerz gemacht; weil indeß der Johannes doch Recht gehabt hätte im Grunde, ſo habe ſie ſich drein gefügt und einige Jahre drauf den Balzer geheirathet, der mit ihr Geſchwiſterkind geweſen, und mit dem Johannes ſtets gute Freundſchaft gehalten habe. Von dem Johannes ſelber habe ſie kein Sterbenswort vernommen bis auf den heutigen Tag.

So ſprach die erſte Liebſte des Großvaters, und wußten ſie und ihre Kinder nicht, was ſie dem Preußiſchen Huſaren Liebes und Gutes erzeigen ſollten.

Es war ſpät, als der Huſar, den die fromme Alte mit ihrem beſten Segen und den zärtlichſten Grüßen für den Großvater entlaſſen, zu dem Feuer auf dem

Dorfplatze zurückkehrte, um das seine Kameraden lagen, trinkend, rauchend und schwatzend.

„Was Deibel!“ rief der Officier dem Husaren entgegen, indem er den abgerauchten Cigarrenstummel in's Feuer warf, „wo stecken Sie denn, Bodmer? Sporen Millionen, ich glaube gar, Sie haben geplündert.“

Der Husar trug eine mächtige Wurst und eine große Flasche Wein unter'm Arm.

Bodmer erzählte, er habe ganz zufällig den Namen des Dorfes gehört, und sich erinnert, daß hier sein Großvater in den neunziger Jahren, während des Krieges gegen Frankreich, im Quartier gewesen und hier eine Liebste gehabt habe, von der der alte Mann noch immer mit großer Zärtlichkeit spreche, und da habe er denn die alte Liebste seines Großvaters besucht und dadurch große Freude gemacht.

Der Lieutenant streckte sich behaglich auf seinem Bunde Stroh und sprach: „Hören Sie, Bodmer, erzählen Sie uns einmal die Historie ein Bischen ausführlicher; es hört sich so Etwas ganz hübsch zu bei Nacht im Bivouac.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ entgegnete der

Husar; „aber eigentlich ist die ganze Sache nicht der Mühe werth!“

„Marsch, Trab!“ meinte der Officier, und die anderen Husaren rückten neugierig näher.

„Mein Großvater hat die Feldzüge in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier mitgemacht,“ begann der Husar, sich niedersetzend, seine Erzählung. „In diesem Dorfe hier haben die rothen Husaren, bei denen mein Großvater stand, oftmals im Quartier gelegen, und mein Alter immer bei einem reichen Bauer, Namens Kaiser. Der hat eine einzige Tochter gehabt, mit der ist mein Großvater bald einig gewesen, und wäre das sicher ein Paar geworden, das sich hätte sehen lassen können im Lande weit und breit, denn sie ist überaus schön gewesen, und mein Großvater der stattlichste Husar bei der Leibschwadron. Ist aber doch Nichts draus geworden. Mein Großvater nannte Nichts sein auf der weiten Gotteswelt, als seinen Säbel, war mit Leib und Leben Husar und hatte noch siebenzehn Jahre zu dienen. Der alte Kaiser aber, der auch seinen Stolz hatte, der wollte seine Tochter nimmer einem Soldaten zur Frau geben; mein Großvater sollte ein Bauer werden und das schöne große Gut erhalten, zusammt der schönen, schmucken Dirne. Da nun an Abschied nicht zu denken

war, und mitten im Kriege abſonderlich nicht, da nahmen die Eltern des Mädchens den armen Huſaren tüchtig ins Gebet, daß er ſollte deſertiren und ſeine Liebſte heirathen und das Gut übernehmen. Einen beſſern Tochtermann wünſchten ſie ſich nimmer. Mein Alter wehrte ſich wie ein Preußiſcher Huſar, und war ihm in ſolchem Kampf oftmals heißer um's Herz, als wenn die blauen Bohnen um ihn pfiffen, abſonderlich am Abend vor dem letzten Abmarſch. Da ſah ihn ſeine Jungfer Liebſte ſo traurig an, daß ihm faſt ſchwach wurde dabei, und endlich ſagte ſeiner Liebſten Mutter gar ärgerlich: „Nun aber hab ich's ſatt, Hannes! überlegt's Euch noch ein „Vater Unſer“ lang, und dann ſagt, ob Ihr deſertiren wollt, oder nicht; denn einem Soldaten geben wir unſere Tochter nun einmal nicht!“ Dem Großvater ſind die dicken Schweißtropfen vor der Stirn geſtanden, da ſeiner Liebſten Mutter alſo geredet, und das Herz hat ihm faſt hörbar geklopft unter dem Dolmann; er hat mir's oft genug erzählt, und in ſeiner Angſt, wie er nicht ein und nicht aus gewußt hat mehr, da hat er unterm Tiſch die Hände gefaltet und ſtill das „Vater Unſer“ gebetet. Als er aber leiſe für ſich geſagt hat: „Führe uns nicht in Verſuchung!“ da iſt's über ihn gekommen plötzlich und iſt ihm geweſen, als ſpräche der

liebe Gott ſelber zu ihm: „Du haſt einen theuren Eid geſchworen Deinem Könige und Kriegsherrn zur Fahne, und den wollteſt du brechen?“ In dem Augenblicke iſt mein Großvater entſchloſſen geweſen, iſt aufgeſtanden vom Tiſche und hat geſagt: „Ich kann meinen Eid nicht brechen, den ich als Preuße meinem Könige zur Fahne geſchworen habe; den Eid halte ich, und müßte ich ganz elend darüber werden und verderben!“ Noch einmal hat er ſeiner Liebſten die Hand gedrückt; dann iſt er eiligſt hinausgelaufen, damit die Leute keinen Preußiſchen Huſaren ſollten weinen ſehen. Er hat geglaubt, er würde es nicht überleben, ſo ſchwer iſt's ihm angegangen, aber er hat's doch überlebt, und die Kaiſerin auch, und haben Beide doch nachgehends glückliche, friedliche Tage gehabt und Kinder und Kindeskinder, obwohl ſie ſich nie mehr geſehen in dieſem Leben!“

Der Lieutenant meinte, es wäre das ordentlich poetiſch, daß der Enkel der Jugendgeliebten des Großvaters einen Gruß brächte; der Wachtmeiſter aber ſchlug dem Huſaren auf die Schulter mit der breiten, ſchwieligen Hand und ſprach ernſt: „Bodmer, wäre Dein Großvater aber zum Hundsvott geworden an ſeinem König und ſeinem Eid, er wäre nicht glücklich

mit der reichen Jungfer, das iſt ſattelfeſt, und auch poetiſch, wie der Herr Lieutenant ſagen; wer den Eid nicht hält, der hält auch die Ehe nicht und —"

„Die Predigt wird lang!" brummte ein alter Reiter. Der aber verritt ſich ſchmählich, denn im ſelben Momente ſchrie's laut: „Halt, Werda?"

Ein Schuß knallte, die Huſaren fuhren empor und ſprangen an die Pferde.

Ein einzelner Huſar ſprengte die Dorfgaſſe hinauf und machte ſeine Meldung.

„Aufgeſeſſen!" commandirte der Officier.

Horch! noch ein Schuß, und noch einer.

Die Fenſter in den Häuſern ringsum öffneten ſich; erſchrocken ſchaueten die Bauern aus.

Da ſchmetterte die Trompete in raſchen, muthigen Klängen: Marſch! marſch! Trab! und dahin trabten klirrend die Reiter des Königs von Preußen, kriegesfreudig dem Kampf und dem Tode entgegen.

In ihrem Kämmerlein aber ſaß eine alte Frau und betete eifrig für den Enkel des Mannes, den ſie geliebt, und war's ihr zu Sinne, als wär's ihr eige-

ner Sohn, der dahin ritte auf dem Braunen zur Schlacht, und als müsse sie von Gott, der die Schlachten lenkt, das Leben ihres Kindes erflehen in heißem Gebet. —

Der ſchwarze Schröder.

Im Kasernenhofe auf der wunderbar wackligen Bank, die nur fest stand, wenn in gewissen Distancen genau gleich schwere Musketiere sich auf ihr niederließen, saß mit andern Kameraden der schwarze Schröder, ein alter Capitulant.

Warum der Mann „der schwarze Schröder" hieß, das hat Niemand zu ergründen verstanden, selbst der Feldwebel nicht, die Mutter der Compagnie, der sonst doch Alles wußte, oder wenigstens danach aussah. Der schwarze Schröder war ein blondes, nettes Kerlchen, stramm und fix, und hatte Sommersprossen genug im Gesicht, um für einen ächten Blondin gelten zu können; aber der schwarze Schröder war er, und blieb er, und damit Punctum!

War ein guter Soldat sonst, das muß wahr sein; aber eine Schnauze hat der Kerl auch, die muß einst

bei ſeinem Sterben noch mal apart todt geſchlagen werden, wenn ſie zur Ruhe kommen ſoll.

Heute erzählte der ſchwarze Schröder eine von den vielen Geſchichten, die er ſo aus ſeinem Leben zu erzählen pflegte, Geſchichten, die ganz ſchön und herrlich waren, und auch wahr; nur daß ſie zufällig nicht dem ſchwarzen Schröder, ſondern dem alten Blücher, oder dem Großtürken, oder dem alten Fritzen, oder dem Bonaparten paſſirt waren.

Das aber that der Liebe keinen Schaden; der ſchwarze Schröder erzählte drauf los auf die Million, und die jüngeren Kameraden namentlich, die ſperrten Maul und Naſe auf über die Herrlichkeit und ſagten wohl auch kopfſchüttelnd zu einander: „Ne, was der Kerl doch auch Alles durchgemacht hat, und iſt doch nur Gefreiter! Wenn das keinen Haken hat, dann hat Nichts einen!“

Sobald der Erzähler ſah, daß er Eindruck machte, ging er erſt recht in's Geſchirr, und dem glatten Mutterſöhnchen von Cöln am Rhein ſtanden die kurz verſchnittenen Haare bereits zu Berge vor Verwunderung; da blickte der ſchwarze Schröder zufällig in das gleichgültige Angeſicht eines rothbäckigen Pommern, dem alle die Erzählungen bislang auch nicht

das kleinſte Zeichen der Verwunderung zu entlocken vermocht hatten. Aber das hieß den ſchwarzen Schröder bei der Ehre faſſen; er hatte doppelte Ambition als Berliner und Erzähler, er gab ſeinem Herzen einen Stoß und ritt ſein Paradepferd vor; er erzählte, wie er die Thaten des raſenden Roland verrichtet.

Allgemeines Staunen! nur der Pommer verzog keine Miene.

Das war dem ſchwarzen Schröder denn doch zu arg. Er ſchlug dem Pommern auf die Schulter, nicht eben ſanft, und fragte etwas empfindlich: „Nun, was ſagſt Du dazu?“

„Niſcht!“ antwortete der Pommer äußerſt pomadig und ſah zu gleicher Zeit den Frager auffallend ſpöttiſch an.

„Niſcht?“ wiederholte der ſchwarze Schröder ärgerlich.

„Niſcht?“ klang's verwundert rings im Kreiſe der Kameraden.

„Niſcht nich!“ wiederholte der Pommer mit Nachdruck; „denn was Der erzählt, das hat meine Mutter all gethan vor dreißig Jahren und beſſer noch, als der Bonapart noch im Land war!“

Da horchten ſie Alle hoch auf und ſahen den Sohn einer ſolchen Mutter an; nur der ſchwarze Schröder warf die Lippe auf und verzog höhniſch lächelnd das breite Maul. Den Pommer aber focht das wenig an; er brummte gemüthlich vor ſich:

„und wenn der große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hoſen,
dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen!“

Er hatte eine verfluchte Art, der Pommer; er ſah nun, daß die Kameraden alle für ihr Leben gern die Geſchichte gehört hätten von ſeiner Mutter; aber er brummte vor ſich hin und that gar nicht dergleichen.

Man hätte ſagen mögen, er habe das an Schnauze zu wenig, was der ſchwarze Schröder zu viel.

Endlich meinte Einer: „Erzähl uns Das doch von Deiner Mutter!“

„Ja, ja, Das mußt Du uns erzählen!“ ſchrieen Mehre; nur der ſchwarze Schröder ſagte gar Nichts, ſondern hielt das Maul, und das war eine Art von Wunder, zumal er ſelbſt die Geſchichte gern gehört hätte.

Der Pommer ſah ſich ringsum im Kreiſe; dann

blinzelte er liſtig mit den Augen und ſagte: „Ne, ich erzähl's Euch nicht!“

„Warum denn nicht? warum denn nicht?“ fragten zehn bis zwölf Stimmen haſtig.

„Weil's der ſchwarze Schröder ſonſt wieder erzählt, und zwar als ob er's gethan!“

Donner und Wetter! das war ein geſunder Junge aus Pommerland, der hatte es hinter den Ohren!

Die umſitzenden Krieger wußten nicht gleich, wo's 'naus ſollte mit der Rede des Pommern. Der ſchwarze Schröder aber roch gleich Lunte und rief gemüthlich lachend: „Mord Millionen! der Pommer macht Witze uf mir, und das gar keine ſchlechten, wenn man bedenkt, daß er erſt zwei Jahre die Ehre hat, in Berlin zu ſein. Kind des Pommerlandes, ich ſage Dir, Du verdienteſt ein Berliner nicht nur zu ſein, ſondern auch zu ſind, wie der alte Oberſt ſagte; aber erzähl Du Deine Hiſtorie, und ich verſpreche auf meine Ehre, als richtiger Berliner, daß ich mich nie vergreifen will an dem Eigenthum Deiner Mutter!“

Der Pommer lachte jetzt auf und ſtopfte ſich ſeine Pfeife.

„Na, so leg doch endlich los!“ brummten Einige ungeduldig.

„Na nu!“ sagte der Berliner, als der Schwamm aufglimmte, und der Deckel zugedrückt war.

Der Pommer erzählt: „Mein Alter ist sein Lebtag ein wunderlicher Patron gewesen wie mir meine Freundschaft erzählt hat; denn ich habe ihn nimmer gekannt. In seiner Jugend ist er Soldat gewesen, und als er den Abschied gehabt, hat er sich in seines Vaters Hof gesetzt und hat eine Schenke gehalten mit Knecht und Magd; aber eine Frau hat er sich nicht genommen, sondern ist ledig geblieben lange Zeit. Anno 1813 aber ist als Magd in der Schenke gewesen schon bei Jahr und Tag eine schmucke Dirne aus dem Dorf, und noch dazu eine aus meines Vaters Freundschaft, und die hat er absonderlich scharf gehalten, und auch was Rechtes aus ihr gemacht. Denn hat die Rieke auch gegessen für zwei Mann, wie sie mir erzählt haben, so hat sie dafür auch gearbeitet für drei, und oft für noch mehr, als drei. Ist auch ein ehrliches Rennen und Laufen gewesen nach der Rieke von dem jungen Mannsvolk im Dorfe; denn abgesehen, daß sie ein wohlgemacht Weibsen gewesen, hat auch Jeder gemerkt, daß sich was schaffen lasse mit so einer

Hausfrau, wenn sie auch keine Aussteuer habe. Die Rieke aber hat sich nie was gemacht aus den Burschen, hatte keine verliebte Art bei ihr, und kam ihr Einer zu nahe, so theilte sie Ohrfeigen aus, die nicht bitter gewesen sein mögen — weiß selbst ein Lied davon zu singen; denn ein Paar Arme hatte sie, na! dem schwarzen Schröder seine Waden sind Nichts dagegen."

Der schwarze Schröder zog ein Gesicht und dazu unwillkürlich seine Beine unter die Bank, als wolle er jede weitere Vergleichung unmöglich machen; denn die Augen der Kameraden richteten sich schon nach seinen dünnen Waden.

Der Pommer that, als bemerke er Nichts, und fuhr ruhig in seiner Erzählung fort: „So blieb die Rieke bei meinem Alten und führte ihm sein ganzes Anwesen, um das er sich beinahe gar nicht mehr kümmerte, seit er wußte, daß er sich verlassen konnte auf die Rieke. Während die Magd nun handthierte in Haus und Hof, und die Gäste besorgte, saß mein Alter in einer Oberstube und las Tag und Nacht Bücher, und hat auch viel geschrieben — was aber, das kann ich nicht verrathen; denn er hat Alles sorgfältig verbrannt, ehe er das Zeitliche gesegnet. Die Leute sag-

ten im Dorfe, er habe wollen Gold machen; der Schulmeiſter aber hat mir oft verſichert, das ſei nicht wahr, ſondern ſei mein Vater ſeliger ein frommer und chriſtlicher Mann geweſen, der des Jahres zweimal zum heiligen Abendmahl gegangen und alle Sonntage zur Kirche, ſo wie er denn auch in ſeinem, mit eigener Hand ſchön geſchriebenen Teſtamente die Kirche und die Schule und ihre Diener chriſtmildeſt bedacht habe. Anno 1813 ſind die Franzoſen aus Rußland wieder gekommen, elend genug anzuſehen, und haben ſich auch demüthig genug betragen an der großen Straße und in den großen Orten. Kamen ſie aber in einen kleinen Ort, da brach der alte Uebermuth wieder aus bei ihnen; und die Baiern und die Badener und die Naſſauer, und wer ſonſt noch bei ihnen geweſen iſt, die haben's beinahe noch ſchlimmer gemacht, als die Franzoſen ſelber. So eine Rotte iſt denn auch in unſer Dorf gekommen, das ziemlich weit von der Straße liegt und an die Polacken gränzt, und da haben ſie gedacht, den Meiſter zu machen und ſind in die Häuſer gedrungen und haben die Leute geprügelt, die ſich's wollten gefallen laſſen, und haben gegeſſen und getrunken und eingeſackt, was ſie kriegen konnten, und noch mehr verdorben. Da iſt denn auch ſo eine Bande von Zwanzigen in der Schenke gewe-

ſen, meiſt Baiern und Rheinländer; haben die Fenſter eingeſchlagen und die Schränke erbrochen und Teufelswirthſchaft getrieben, bis mein Alter es nicht mehr hat mit anſehen mögen, und wild geworden iſt und ihnen die Wahrheit gegeigt hat. Da ſind die Hallunken ihrer Viele über den Einen Mann hergefallen, haben ihn zu Boden geſchlagen und haben ihn endlich an ſeinem eigenen Hofthor aufhängen wollen. Aber das hat der liebe Gott verhütet; denn als ſie ihm ſchon den Strick um den Hals gelegt, da iſt die Rieke aus dem Stall gekommen und hat ganz laut geſchrieen: „Ne, ſo was lebt nicht! Vorn ſind die Franzoſen, und hinten ſteigen die Koſacken in den Garten!“ Wie das Geſindel nur das Wort Koſacken hört, läßt es Alles im Stich und läuft davon, die ganze Dorfgaſſe hinunter, immer ſchreiend: „Die Koſacken kommen! die Koſacken kommen!“

Und aus den Häuſern und aus allen Thüren kamen die Franzoſen; und Alle rannten davon, ſo ſchnell ſie konnten, und als jagte ſie der Teufel. In zehn Minuten war im ganzen Dorfe kein Franzoſe mehr oder Baier. Die Koſaken aber kamen erſt den zweiten Tag.

Mein Vater aber hat ſich, ohne mit der Rieke ein

Wort zu ſprechen, den Strick vom Halſe genommen und iſt in ſeine Oberſtube gegangen.

Als nun die Ricke mit dem Knecht noch unten aufräumt im Hauſe und die Schenkſtube wieder in Ordnung bringt, ſo gut's geht — die Schnapphähne hatten grauſam gewirthſchaftet darin, — kommt mit einem Male mein Vater aus ſeiner Stube herunter, bleibt aber auf der halben Treppe ſtehen und ruft laut: „Friederike, geh Sie mal gleich zur Baſe Plümicken und warte Sie da, bis ich komme.“

Da iſt die Ricke ſtarr geweſen vor Verwunderung; denn „Friederike“ hatte ſie der Alte nicht genannt bislang, und „hör Sie“ auch nicht; das mußte was zu bedeuten haben. Endlich iſt ſie zur Muhme Plümicke gegangen, die im dritten Hauſe von der Schenke wohnte, und hat der's erzählt, und die hat auch gar nicht gewußt, was ſie dazu hat ſagen ſollen; aber daß das was zu bedeuten hätte, darüber ſind ſie einig geweſen alle Beide. Neugierig ſind ſie Beide auch geweſen über alle Maßen; aber es hat wohl bis zwei Stunden gedauert, bis der Alte gekommen iſt. Der aber iſt denn hereingetreten in ſeinem neuen blauen Rocke und ſeinem ſilberbeſchlagenen Rohrſtocke in der Hand, und hat geſagt: „Muhme, Ihr ſeid das älteſte Weibſen

in der Freundſchaft, und hat die Friederike keine Mutter mehr; und darum ſollt Ihr ſie mir zur Frau geben, wenn die Jungfer Friederike ſonſt Nichts dagegen hat!“ Da nun weder die Muhme Plümicken, noch die Jungfer Friederike dagegen was haben einwenden wollen, ſo hat mein Vater am andern Sonntag drauf Hochzeit gemacht mit meiner Mutter, und hat einen chriſtlichen Eheſtand mit ihr geführt noch lange Jahre, bis er zwei Jahre nach meiner Geburt das Zeitliche geſegnet. Meine Mutter aber lebt heute noch, und kommt Ihr in meine Gegend, ſo könnt Ihr die Frau beſuchen, die ganz allein über hundert Franzoſen und Baiern aus unſerm Dorfe gejagt hat!“

Die Kameraden waren ſehr erbaut von der Geſchichte des Pommern, und der ſchwarze Schröder erklärte nochmals feierlich, der Pommer ſei ein höchſt gebildeter Menſch und verdiene wirklich, ein Berliner zu ſein.

Die Geſchichte hatte dem ſchwarzen Schröder übrigens ſo gefallen, daß er ſie ſpäter ſehr häufig erzählte, nämlich wenn der Pommer nicht dabei war; dann aber war die Geſchichte in irgend einem Dorfe bei Berlin paſſirt, und die Mutter des ſchwarzen Schröders, die ſich gerade dort zu ihrem Vergnügen auf dem Lande

aufgehalten hatte, war es gewesen, welche die plündernden Franzosen verjagt. Niemals aber erzählte er, daß er selbst die Franzosen verjagt, und hielt also treu das Versprechen, das er dem Pommern gegeben.

Ein preußiſcher Deſerteur.

Wer auf dem Invaliden-Kirchhof in Berlin gewesen iſt, der wird Ihn ſchon kennen, und Wer noch nicht da geweſen iſt, der braucht nur hinzugehen, um Ihn kennen zu lernen, und wahrhaftig! Er ſowohl, als der Invaliden-Kirchhof ſind des Ganges werth.

Wer denn?

Nun Wer anders, als der graue Kriegsknecht mit den zahlloſen Narben und Runzeln im alten Angeſicht und dem treuen Preußiſchen Herzen unter dem Rock des Königs, der dort über die Gräber ſtelzbeint von ſo vielen, vielen guten Preußen, geblieben vor dem Feind, erlegen auf dem Bette der Ehren, oder im Lazarethe geſtorben an Ehrenwunden, was Daſſelbe iſt.

Ich gehe gern dorthin auf den Invaliden-Kirchhof, wo des alten Fritzen grimmige Degen ſchlafen unter dem grünen Bahrtuche, und unſere Väter und Brüder

„mit Gott für König und Vaterland," bis der Engel des Weltgerichts die Posaune bläst zum letzten Appell am jüngsten Tag.

Und alle Mal, wenn ich dort bin, begegnet mir der alte Bursche mit eben soviel Ehrenmünzen auf dem Rock, wie grimmigen Narben in der Visage, und alle Mal gerathen wir zwei Beide in einen Discurs, und dieweil so ein Discurs unter einer Glockenstunde sein Ende niemals nicht hat, darum machen wir's uns bequem und setzen uns auf ein Preußisches Heldengrab, deren in ganz Europa viele sind verstreut zu finden, selten aber so viele so dicht zusammen, wie auf dem Invaliden-Kirchhofe zu Berlin. Und wenn wir zwei Beide dann so bei einander sitzen und zusammen discuriren und unsere Pfeife rauchen, dann erzählt der alte Junge, der schon unterm großen Friedrich, da der Schulmeister noch umging und die Kinder in der Wiege mit dem rothen Faden band, dem Kalbfell gefolgt ist und der Fahne geschworen hat, mancherlei gar verwunderliche Historien von alten begrabenen Zeiten und alten gestorbenen Kameraden, und wenn unser Eins dann auch gar sehr eingenommen ist für die neue Zeit und die alte nicht beklagt, so beklagt er doch gewiß die alten Kameraden; denn das sind Mordkerle gewesen, und das muß wahr sein!

Kam da im letzten Herbſt auch mal 'raus auf den Invaliden-Kirchhof; der Wind pfiff ſchon recht artig über die Haferſtoppeln, aber die Sonne ſchien noch ſchön und warm. Wie ich an jenem Tage meinen Stelzfuß von Weitem ſah, da merkte ich gleich, daß er heute gerade abſonderlich auf Laune war; denn er ſang mit ſeiner zwar etwas aus der Mode gekommenen, aber doch immer noch ganz reputirlichen Baßſtimme vor ſich hin:

Ihr verfluchten Kerls, ſprach Seine Majeſtät,
Daß Jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht,
Sie wollen mir nicht gönnen Schleſien und die Grafſchaft Glatz,
Und die hundert Millionen in meinem Schatz ꝛc.

Wenn der alte Müller das „Friedrichs Rex" ſang, dann hatte es Etwas zu bedeuten; denn das that er nicht alle Tage.

Wenn ich die alte Kriegsgurgel Müller nenne, ſo iſt das nicht, als wenn derſelbige wirklich ſo geheißen wäre; ich hab ihn nie nach ſeinem Rational gefragt. Den Namen Müller aber führt ſo mancher Mutter Kind im lieben Preußenlande, und darum nenn' ich meinen Unterofficier ſo, dieweil doch jedes Kind einen Namen haben muß.

Alſo der alte Müller ſang ſo ſein Leibſtückchen vom Könige Friedrich, und das mußte Etwas zu bedeuten haben; und richtig! es hatte was zu bedeuten. Denn kaum hatte mich das wohlgeübte Soldatenauge erkannt, ſo ſchrie er gleich über dreißig und mehre Grabhügel hinüber zu mir: „Guten Tag, Füſilier! 's iſt alle gut, daß ſie juſtement heut kommen; denn heute will ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, wie Sie ſie bei den Zweiunddreißigern nicht gehört haben, weder auf der Wache, noch im Bivouac beim Manöver.

Müller ſtichelte immer drauf, daß ich mir was zu Gute that auf meine Heldenthaten beim Manöver zwiſchen Erfurt und Naumburg. Ich aber ließ das gut ſein; denn er meinte das ſo ſchlimm nicht und wußte recht gut, daß ſo ein Manöver auch was zu bedeuten hat.

Darauf ſetzten wir uns an einen ſonnigen Fleck. Ich reichte dem wackeren Kerl meine Blaſe, und als er ſich eingeſtopft und Schwamm aufgelegt, und die dichten Wolken nun luſtig hervorquollen unter dem Schnurbart, da begann er zu erzählen alſo: „Hören Sie mal, Füſilier! verdammt gut haben ſich unſre jungen Menſchen benommen droben über der Elbe gegen den Dänen, und da draußen am Rhein; kenne das Volk

am Rhein, noch von alten Zeiten her, nämlich von Anno 93, und will mir's gar nicht in den alten Kopf, daß das da draußen nun auch ordentliche Preußen sein sollen; muß da viel anders und besser geworden sein; — doch, ja! wo wollte ich denn eigentlich hin? Ja, sie haben sich gut benommen unsre jungen Menschen; ist da eigentlich Nichts zu verwundern bei, ist ja Preußisch Blut, und Art läßt nicht von Art; aber zu meiner Zeit, Füsilier, Schock Millionen Donnerwetter, da gab's doch Kerle, wie's jetzt keine mehr giebt. Also, bei unserm Regimente, erstes Bataillon, Leibcompagnie, stunden zwei Gebrüder, die mit Namen Rohde hießen. Brave Soldaten, das muß wahr sein, Waffen, Lederzeug, Seitenlocken, Zopf, wie sich's damals gehörte, Alles adrett und in schönster Ordnung immer, und unterm Rock, auf der linken Seite mein ich, da war's auch beschlagen, wie's sein mußte bei einem Soldaten, der dem alten Fritze dient!" — Der alte Müller legte die Grüßfinger an seine Mütze und salutirte, als er den Namen des großen Königs nannte. — „Also, die beiden Rohdens, Mordskerle, Füsilier — Sie mögens glauben oder nicht! Es fuhr mir wie ein Glas kaltes Wasser in die Eingeweide, als eines Morgens beim Appell ausgetrommelt wurde, der Lobegott Rohde sei von der Fahne desertirt, und wer den Deserteur

wiederbringe, der erhalte ein Douceur von 30 Thalern. Wir ſahen uns Alle einander an, und abſonderlich ſahen wir den Heinrich Rohde an, als Lobegott's Bruder. Der aber verzog keine Miene und ſagte kein Sterbenswort. Wir aber, meine Kameraden und ich, wir ſagten unter einander: dreißig Thaler ſind ein ſchöner Pfennig Geld! aber der Deſerteur muß ſechsmal durch die heiße Gaſſe laufen, ſechsmal, daß der rothe Schweiß in Strömen fließt, und das lebendige Fleiſch in Fetzen fliegt. Wer Luſt hat, die dreißig Schweden zu verdienen, der mag's thun; wir verdienen ſie nicht! Alſo haben wir dazumal mit einander geſprochen, meine Kameraden von der Leibcompagnie und ich; aber Einer iſt darunter geweſen, der hat nicht gedacht wie wir, der iſt hingegangen in Hauptmanns Quartier und hat den Deſerteur verrathen und die dreißig Silberlinge genommen. Der Eine aber, das iſt der Heinrich Rohde geweſen, der ſeinen Bruder, den Lobegott, um dreißig Schweden verrathen hat. Der Bruder den Bruder! Unſer Hauptmann iſt Einer von Kleiſt geweſen, Einer aus der alten Soldatenhecke im Pommerlande, der hat ihm das Geld gezahlt, ſich aber gekreuzigt und geſegnet dazu; denn der wackere Herr, Gott hab ihn ſelig! iſt als Major vor dem Feinde gefallen, hat's nicht für möglich ge-

halten, daß ein Bruder könnte den andern verrathen um ſchnödes Geld. Am andern Morgen aber gab die Trommel gar ſeltſamen Klang, und die Gaſſe ſtund, und der Unteroffizier, der trieb den armen Lobegott vor ſich her mit dem Sponton — das Ding kennt ihr nicht, Füſilier, kommt auch jetzt nicht mehr vor — auf dem heißen Pflaſter. Und als der Lobegott, der arme Kerl, zum dritten Male in Gaſſe treten ſollte, da ſtund plötzlich der Heinrich Rohde vor dem Herrn Hauptmann und war todtenblaß, und ſein Geſicht war, als hätte er drei Jahre im Grabe gelegen.

„Mit Vergunſt, Herr Hauptmann!“ — keuchte er heiſer.

„Packt's Dich endlich Kerl?“ brummten der Herr Hauptmann von Kleiſt.

„Herr Hauptmann, um Gottes Jeſu willen, laßt mich die drei letzten Male laufen für meinen Bruder!“ ſchrie der Heinrich jetzt. „Es muß heraus, ſonſt ſpringt mir's Herz hier unterm Knopf.

„Sprich!“ ſagte jetzt der Herr Hauptmann, den Menſchen betrachtend, der ganz außer ſich war, und befahlen zu gleicher Zeit, einzuhalten mit der Execution.

„Mein Herr Hauptmann!“ keuchte nun der Heinrich Rohde, und ſein Athem ging hohl, wie bei einem gehetzten Wilde, „wir zwei Brüder, der Lobegott und

ich, wir haben einen alten Vater daheim, und der hat uns neulich einen Brief geschrieben, wie ihn ein schlimmer Gläubiger dränge um eine Schuld von dreißig Thalern, und wie er ihn nicht befriedigen könne, und wie er sein Anwesen mit dem Rücken ansehen, und nun noch auf seine alten Tage mit grauem Haar als ein Bettler wandern müsse durch die Gassen. Herr Hauptmann! als wir den Schreibebrief gelesen, da ist's uns ganz bange geworden im Herzen vor Leid und Gram um unsern alten Vater, und haben zu einander gesprochen, der Lobegott und ich: „Wir müssen dem Vater helfen, da er doch einmal unser Vater ist, und soll Einer durch die Gassen wandern, so wandern Wir. Gesagt! Gethan! Zwei Loose machten wir nach Soldatenbrauch, ein weißes für Den, der an des alten Vaters Statt durch die Gassen wandern sollte, ein schwarzes für den verfluchten Kerl, den hundsföttischen Verräther. Ich habe das schwarze gezogen — das Andre wissen der Herr Hauptmann, und nun konnte ich's nicht länger mit ansehn, dieweil es doch mein lieber Bruder ist. Haben der Herr Hauptmann die Barmherzigkeit und lassen mich die letzten dreimal laufen für den Lobegott, meinen Bruder!"

Der Herr Hauptmann von Kleist machten ein gar seltsam Gesicht dazu; die Histori: hatte demselben an's

Herz gegriffen, wie ich recht wohl bemerkte; aber dieſelben durften ſich Das doch nicht merken laſſen vor der Compagnie — das thut nicht gut! — Darum ſagten Sie noch viel barſcher als ſonſt: „Dreißig Thaler Dir, ſechsmal Gaſſenlaufen ihm!“ ſo lautet der Befehl, und daran ändert ſelbſt der Teufel Nichts, mein Sohn! Da es indeß ein ganz beſonderer Fall, ſo bleibt die Execution ausgeſetzt und wird berichtet an Seine Majeſtät in's Hauptquartier.“

Und ſo iſt's auch geſchehen, und waren nicht viel Stunden vergangen, da kam's zurück aus dem Hauptquartier und lautete: Execution ſei weiter nicht zu executiren. Da die Gebrüder Rohde ſo viel gethan für ihren Vater, ſo verſähen ſich Seine Majeſté zu ihnen, daß ſie als treue Soldaten nicht weniger thun würden für ihr Vaterland, und wollten Seine Majeſté die Schulden des Vaters zahlen, und wären die Rohdens ſofort zu entlaſſen aus dem Arreſt und für ehrliche Kerle anzuſehen überall. — So ſtand's geſchrieben zu leſen und von des alten Fritzen eigener Handſchrift darunter: Friedrich — Sie können's glauben, Füſilier, ich hab's ſelbſt geſehen. Na, ich will weiter Nichts ſagen, — tapfer ſind unſre Jungens und ordentlich, propper und anſtändig auch, Mord Millionen Donnerwetter! wofür wären ſie Preußen? aber ob ſich

jetzt noch zwei fänden, in Linie und Landwehr, die durch die heiße Gaſſe gingen für Herzvatern, wie die beiden Rohdens, Lobegott und Heinrich? Was meinen Sie, Füſilier?“

Soll ich Euch ſagen, was ich dem alten Müller auf dem Invaliden-Kirchhof in Berlin geantwortet habe auf dieſe verdammt kitzliche Frage? —

Nein, ich will's Euch nicht ſagen; aber es giebt noch Männer im alten Lande Preußen — Gott ſegne den König, unſern Herrn!

Wer der Küraſſier war?

In einem der hohen Häuser auf der Wilhelmsstraße in Berlin war an einem Abend einmal eine große Gesellschaft versammelt; edle Frauen, in Sammet und Seide gekleidet, mit Blumen und Diamanten geschmückt; Herren vom Hof in gesticktem Rock und weißem Halstuch, hauptsächlich aber viele Generale mit Achselschnüren und blitzenden Ordenssternen, Obrist-Lieutenants mit dicken Raupen und dickem Schnurrbart und jüngere Krieger mit rothen Wangen und leuchtenden Augen. Und so viel ihrer auch waren, sie trugen alle den Kriegsrock König Friedrich Wilhelm's.

Wo so viele Soldaten zusammen sind, da wird vom Krieg gesprochen, vom edlen Waffenhandwerk, von Streit und Sieg, und so ziemt's Kriegern.

So war auch Einer drunter, das war der General von Thiele; ob er dazumal schon General gewesen, als die Gesellschaft in dem Hause auf der Wilhelms-

ſtraße zuſammen war, das weiß ich ſo genau nicht, kommt auch eigentlich Nichts darauf an. Kurz, der Herr von Thiele erzählte der Geſellſchaft einen Vorfall aus ſeinem Kriegsleben alſo: „1813 erhielt ich die Ordre, mit einem Bataillon ein franzöſiſches Quarrée zu attakiren. Jubelnd empfängt das Bataillon den Befehl; mit lautem Hurrah und im vollen Laufe durcheilen wir die Plaine, die uns von dem Feinde trennt. Wir ſind etwa noch fünfhundert Schritt vom Feind entfernt, als plötzlich von ſeitwärts her ein einzelner Küraſſier im vollen Laufe auf mich einſprengt, dicht vor mir ſein Roß parirt und mir zuruft: „Herr Kamerad, Sie ſcheinen das feindliche Quarrée ſprengen zu wollen? Ich habe gerade Nichts zu thun; erlauben Sie, daß ich den Angriff mitmache!“ Ich nehme das ritterliche Anerbieten an, und im Sturmſchritt geht's auf den Feind. Dicht vor uns wirft ſich der Küraſſier mit ſeinem Pferde in das Quarée, und wir mit Hurrah und dem Bajonett nach. In weniger als einer Viertelſtunde war das Quarrée zerſprengt, theils niedergemacht, theils gefangen. Als ich mich aber umſah nach dem wackren Reitersmann, da war er verſchwunden ohne Gruß und ohne Dank, und nie habe ich erfahren können, Wer der Küraſſier geweſen!“

Als Herr von Thiele alſo erzählt hat, wendete ſich plötzlich ein General nach ihm um und ſagte lächelnd: „Ich bitte um Entſchuldigung! aber ehe ich damals von Ihnen fortritt, rief ich Ihnen zu: Hier giebt's nun doch Nichts mehr für mich zu thun; leben Sie wohl!“

Der General aber war unſer unvergeßlicher Miniſter-Präſident nunmehr ſelige Graf v. Brandenburg. —

Nun wußte der General von Thiele mit einem Male, Wer der Küraſſier geweſen, und wir wiſſen's auch. — Ein Hurrah für den wackren Reiter, zum Gedächtniß!

Der alte Löwe.

Sie saßen gar einmüthig bei einander in dem kleinen Stübchen, und das Stübchen war das einzige in der niedrigen Hütte, die ganz draußen, hart am Kirchhofe vor dem Dorfe lag. Tiefer Schnee bedeckte die Aecker und Wiesen ringsum; der Wind aber klirrte in den kleinen, runden, lose in Blei gefaßten Fensterscheiben. Noch war's ganz behaglich warm in dem Stübchen; der letzte Klotz aber flammte und knisterte in dem gewaltigen Kachelofen, und der Eigenthümer der Hütte war alleben gegangen, obwohl es bereits dunkelte, neue Feuerung zu holen, damit die wärmende Flamme nicht erlösche.

Acht Personen waren in der Hütte. Zunächst am Ofen saß ein derbes, tüchtiges Weib mit rothen Wangen und guten blauen Augen, die schälte Kartoffeln; und neben ihr saßen zwei kleine Mädchen, die sahen aus accurat wie die Frau selber, und reichten

ihr die Kartoffeln zu, eine nach der andern. Das war die Mutter mit ihren Töchtern.

Nicht weit davon ſtand eine alte Frau, die ſah noch recht ſchmuck und reinlich aus, obſchon ſie ſehr mager war, und ihr Haar ſchloßenweiß hervorquoll unter der engen Haube mit der rothen Schleife hinten; die hielt in ihren beiden Armen einen derben Jungen, den ſie hin und her wiegte, während ſie mit ihrer alten Stimme unaufhörlich dazu ſang:

Buko von Halberſtadt,
Bringe meinem Jungen wat!
Wat ſoll ich ihm denn bringen?
Silberne Schuhe mit Ringen,
Und einen Säbel mit Gold beſchlagen,
Den ſoll mein Junge im Felde tragen!

Das war die Großmutter mit ihrem jüngſten Enkelſohn.

In dem tiefen Fenſter aber, wo die Bilder hingen, die ſchönen bunten, vom alten Fritzen, vom hochſeligen Herrn und dem alten Blücher, von der Königin Luiſe und des Königs Majeſtät, da ſaß ein alter Burſche, lang und hager, ganz Knochen und Sehne; der hatte einen grimmigen grauen Schnurrwichs unter der Hakennaſe und eine mächtig kleine Tabackspfeife zwiſchen den behaarten Lippen.

Das war der alte Löwe, der Großvater; und der war Soldat geweſen, vierzig Jahre Soldat, und zuletzt Unterofficier bei den Grenadieren des Generals von Horn.

Vor dem grauen Kriegsknecht aber ſtanden in ſtraffer, militairiſcher Haltung zwei pausbäckige Burſchen, die, jeder mit einem tüchtigen Knüppel, ſchulterten und präſentirten und nach dem Commando des alten Löwen marſchirten, daß es nur ſo klappte.

Da donnerte die etwas heiſere Stimme des Grenadiers von Laon und Ligny, und die Augen des alten Löwen leuchteten vergnügt und grimmig dazu: „Bataillon, Achtung! Vorwärts m — arſch!“

Die Jungen machten ihre Sache gut.

„Friedrich,“ ſchrie der Alte, „Bruſt 'raus! Augen links!“

„Ein — und — dreißig, zwei — und — dreißig!“ Die Jungen hielten Tritt.

„Gewehr zur Attacke rechts! vorwärts marſch!“ ſchrie der Alte.

„Hurrah!“ antworteten die Jungen.

Der alte Löwe hatte drei Enkelſöhne, die Zwillinge, die er in der Furcht Gottes und nach dem Preußi-

ſchen Exerzierreglement erzog, und den Schreier, den die Großmutter auf ihren Armen in den Schlaf lullte.

Als die Zwillinge geboren wurden, hatte ſie der Großvater aus der Taufe gehoben und ihnen, nach Sr. Majeſtät dem Könige, wie er niemals mit ächt Preußiſchem Stolze hinzuzuſetzen verfehlte, die Namen Friedrich und Wilhelm beigelegt; als aber nach den beiden Mädchen noch der dicke Schreier geboren wurde und doch auch einen Namen haben wollte, da war dem ehrlichen Manne das doch eine gar grauſam bedenkliche Sache; denn wie ſollte er den kleinen Burſchen nennen? Seine Majeſtäten hießen nun einmal alle Friedrich und Wilhelm, und die beiden Namen, ſchön're gab's doch nimmer, hatten ja die Zwillinge ſchon weggeſchnappt? Indeß, der Soldat hatte ſich in ſchlimmern Tagen noch zu helfen gewußt, wie er ſagte; — der Jüngſte wurde Friedrich Wilhelm getauft. Doppelte Courage! Und ſah der alte Löwe, die Leute im Dorfe redeten ihn ſtets: Herr Unteroffizier! an, auf den runden Leib ſeiner Schwiegertochter, dann ſchmunzelte er vergnügt: und wenn's einen Jungen giebt, dann hat der König einen Soldaten mehr, und ich weiß auch ſchon, wo 'naus mit dem Namen; denn der ſoll Wilhelm Friedrich heißen!

Dagegen hatten nun freilich Vater und Mutter allerhand Einwendungen gehabt, und hatten gemeint, es werde das keine ſchlechte Verwirrung mit den Namen geben. Der Alte aber hatte ſie kurz abgewieſen: ach, Papperlapap! man muß ſich zu helfen wiſſen, man merkt's doch gleich, daß Ihr nicht zu Felde geweſen ſeid; ich hatte in meiner Korporalſchaft vier Müllers, drei Fiſchers und drei Schmidts, und paſſirte niemals auch die geringſte Verwirrung nicht!

So war's; aber die Jungen marſchirten, der jüngſte machte Muſik, und die Mutter ſchälte Kartoffeln dazu.

Dabei war es faſt ganz dunkel geworden in dem Stübchen; der Kloß im Ofen war verbrannt, und die glühende Aſche ſank zuſammen. Da wurde die Thür geöffnet. — „Werda?“ ſchrie'n die Jungen den eintretenden Vater an; der aber warf, ohne groß Notiz von ſeinen militairiſchen Herren Söhnen zu nehmen, eine Tracht Holz ſchmetternd vor dem Ofen nieder und ſagte, ſich ſchüttelnd: Wetter, das macht kalt heute; guten Abend auch! Dann kniete er ſich nieder vor dem Ofen und ließ gar bald eine luſtig helle Flamme emporraſſeln aus den dürren Scheitern, die er in den Ofen geworfen.

Nun wurde auch die kleine Blechlampe angezündet, deren baumwollenen Docht die Großmutter mühsam hervorzog aus der Düle mit einer Haarnadel. Die junge Frau aber brachte ein riesenhaftes Laib Brot und eine tiefe irdene Schüssel, mit sehr harten und sehr kleinen Käsen darin, herein; alles Das setzte sie auf den reinlichen weißen Tisch, und das große, braune Salzfaß stellte sie auch dazu. Alle standen um den Tisch; der alte Löwe aber nahm seine Feldmütze ab, und gar andächtig betete der älteste Enkel laut vor, die Andern aber leiser nach: Diese Speise segne uns Gott, Vater Sohn und heiliger Geist! Als sie gebetet hatten, sagte der Großvater: Amen! und Alle setzten sich vergnügt zum Essen. An Appetit fehlte es nicht, und als das Mahl zu Ende war, und der Sohn dem alten Löwen die runde grüne Schnapsflasche über den Tisch reichte, da waren der kleinen harten Käse eine erkleckliche Anzahl weniger in der tiefen Schüssel, und in das große Brot war eine mordmäßige Bresche gelegt.

Die Kinder waren zu Bett; die Großmutter saß in ihrem alten Stuhl und spann ämsig. Da stand der alte Löwe auf und schritt zu dem Ofen, sich dort eine Kohle zu suchen für seine Pfeife.

Der alte Kerl ſuchte dort lange herum, beſah jedes der Holzſcheite, die dort lagen, einzeln, brummte Etwas in den Bart, was ungefähr wie „Sünde und Schande" klang, und kam endlich wieder, ohne ſeine Pfeife angeſteckt zu haben. Das Geſicht des alten Mannes war finſter wie die Nacht, und mit ſteifen Schritten ging er auf und nieder, bis die Schwiegertochter aufmerkſam wurde und verwundert fragte: Was habt Ihr denn, Vater? Da ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Platz, ſchob die Blechlampe ſo, daß des Flämmchens heller Schein auf das Geſicht ſeines Sohnes fiel, und ſagte dann mürriſch: Ihr ſollt aufpaſſen; ich will Euch eine Geſchichte erzählen. Anno vierzehn war es, als wir hinter dem Bonaparte her waren und ihm die Jacke tüchtig ausgeklopft hatten bei Laon. Da war während der Affaire — ich weiß es noch, als wär' es geſtern geweſen, ein ſchönes, großes Dorf in Brand gerathen, — und ganz allein die liebe Kirche ſtehen geblieben, obwohl ſelbige nur von Holz und Schindeln auferbaut. Es war eine verflucht kalte Märznacht, ſag' ich Euch, und die ganze Grenadierbrigade des Generals von Horn fror ſich bald die Seele aus dem Leibe. Wir hätten uns gern ein Feuerchen angemacht; aber Nichts war mehr da zum Feuern, nicht Stiel nicht Stumpf, nicht Klotz noch

Brett, Alles Asche. In dieser Noth fingen ein paar Grenadiere an, die Schindeln abzureißen von der Kirche — die armen Teufel dachten sich Nichts dabei; sie wollten sich nur an einem Feuerchen erwärmen. Aber kaum, daß das die Andern sahen, liefen sie Alle nach dem Kirchlein, und wollten Alle dort Holz holen zu ihrem Feuer; und ich war auch mit drunter, und wäre das so fort gegangen, so wäre in einer Stunde keine Spur mehr vorhanden gewesen von der kleinen Kirche.

Aber es kam anders; denn plötzlich stand ein Adjutant da, der verbot uns im Namen des commandirenden Herrn Generals von York, weiter Holz von der Kirche zu holen und stellte gar einen Doppelposten auf vor dem Gotteshause, weil er den frierenden Grenadieren nicht recht trauen mochte. Mucksen that Keiner nicht; hätte es auch Keinem rathen wollen; denn es war verdammt schlecht Spaßen mit dem alten General von York. Aber wir schlichen davon und murrten und meinten, der General hätte uns das Bischen Holz doch wohl nehmen lassen können; es wäre ja in Feindes Land.

Am andern Tage aber, als wir nicht mehr allzu arg froren, da hatten wir die ganze Geschichte

mitſammt der kleinen hölzernen Kirche reine weg vergeſſen.

Es war ſchönes, helles Wetter, und wurde Feldgottesdienſt gehalten von wegen der geſtrigen Victoria. Da trat nach der Predigt plötzlich der commandirende General von York vor die Grenadierbrigade Horn und rief mit lauter Stimme — mir iſt's, als hörte ich den tapfern Herrn noch ſprechen: „Grenadiere, Euer Seelſorger hat zu Euch geſprochen; der commandirende General will Euch auch noch ein paar Worte ſagen! Ihr habt geſehen, wie der liebe Gott geſtern durch uns ein ſtreng Gericht ergehen ließ über unſere Feinde; Grenadiere! dabei habt Ihr als gute Preußen Eure Pflicht erfüllt, und das erkenne ich an mit Stolz und mit Freude. Seitdem aber habt Ihr Euch herabgewürdigt, ja, herabgewürdigt und mich tief betrübt. Gott ſchonte ſein Haus, die Kirche; Ihr aber habt Gottes Hand nicht erkennen wollen, und ſein Haus die Kirche zerſtöret! Ein ſolches Benehmen ſchändet den Preußiſchen Namen und iſt braver Soldaten unwürdig. Ich bedauere, daß ich denſelben Rock wie Ihr trage, und ich muß mich Eurer ſchämen, wenn Ihr mir nicht verſprechen wollt, daß Solches nie und niemals wieder geſchehen ſoll. Wollt Ihr mir das verſprechen, ſo trete von jeder Korporalſchaft

ein Mann vor und gelobe es mir in seinem und seiner Kameraden Namen durch feierlichen Handschlag!“

Da standen die alten Grenadiere, die sich, ohne mit den Augen zu zwinkern, in das französische Kartätschenfeuer stürzten und schämten sich wie begossene Hunde, und wagten nicht aufzusehen zu dem zürnenden General. Warum? weil sie allesammt fühlten, daß der General Recht hatte, und sie kein gut Gewissen.

Keiner rührte sich; aber unser Vater, der General von Horn, der trat vor und sagte: „Excellenz, ich bitte Sie, meine Hand darauf zu nehmen, daß kein Grenadier sich jemals wieder so vergessen wird. Ich verspreche es im Namen Aller!“

Da umarmte der commandirende General den Vater Horn; wir aber schrieen aus Leibeskräften Hurrah! denn es war uns Allen ein Stein vom Herzen.

Der alte Löwe schwieg eine Weile still; dann aber fuhr er sehr ernst fort: Ja, wir hatten Unrecht gethan, obwohl die Nacht bitter kalt war. Was aber soll man erst dazu sagen, wenn Leute aus purer, blanker Commodität, bloß um sich die paar Schritte

zu ſparen, die Kirche mißachten und die Staketer abbrechen und die Kirchhofzäune, he?

Der Alte deutete mit dem Daumen rückwärts nach dem Ofen, wo noch die ſchwarzangeſtrichenen Holzſtäbe lagen.

„Stehlen nennt man das! Kirchenraub nennt man das!“ donnerte der Grenadier ſeinen Sohn mit funkelnden Augen an. Der aber ſenkte ſein Antlitz, das in heller Schaam wie Feuer brannte, vor dem Zornblick ſeines Vaters.

Wieder ſchwieg der Alte eine Weile; dann aber rauchte er ſich ſeine Pfeife an, ſtieß ein paar gewaltige Dampfwolken aus und ſagte kurz: „Daß mir Das nicht wieder paſſirt, ſonſt muß ich mich ſchämen, denſelben Namen zu tragen, wie Du! — Verſtanden?“

Der Sohn reichte ſeinem Vater die Hand über den Tiſch; der drückte ſie ſtark und ſprach dann milder: „Du wirſt's wieder gut machen, biſt ja ein Preußiſches Soldatenkind und wirſt Dein Wort eben ſo halten, wie wir unſer Wort dem General von Horn gehalten haben!“

Eine Viertelſtunde drauf ſchliefen Alle in der Hütte; nur der Sohn des alten Löwen nicht. Der nahm

ſich vor dem Einſchlafen noch vor, morgen zum Herrn Paſtor zu gehen, ihm ſeinen Fall vorzutragen und ſich zur Herſtellung des Stacketes zu erbieten.

Und alſo iſt es auch geſchehen; denn ein Preuße hält ſein Wort!

Der Invalide.

Geht wunderlich zu manchmal im Leben! — Als ich noch so ein Junge war, da lief ich jeder Trommel nach und ließ mich's drei Straßen weit und mehr nicht verdrießen, wenn ich einen Husaren dafür zu sehen bekommen konnte, oder einen Füsilier, oder sonst so was Apartes. In der Stadt, da meine Wiege stand, da gab's nämlich nur Jäger, schmucke, grüne Kerlchens, denen ich auch sehr gut war sonst, die ich aber doch alle Tage hatte; — kurz in meiner Knabenzeit, da ich blaue Röcke und rothe Kragen viel lieber sah, als blaue Augen und rothe Wangen, da mir ein Federbusch weit schöner dünkte, als die schönsten blonden Locken, da hatt' ich's für mein Leben gern, wenn ich vor meines Vaters Thür, oder auf dem Kirchplatz daneben, einen Invaliden fand mit seinem grauen Schnauzbart und seinem Leierkasten, und hatte derselbe etwa gar einen Stelzfuß, so hörte

ich seine Lieder noch eins so gern, und gab ihm um so lieber den Sechser, oder gar den blanken Dreier, den mir der Großvater in die Tasche gesteckt.

Es ist curios! Wenn ich jetzt einen Invaliden sehe mit seinem Orgelspiel am Wege, dann freut's mich gar nicht mehr, und will mir's stets etwas despectirlich vorkommen, daß die Tapfern, die ihre gesunden Gliedmaßen dahingegeben haben für König und Vaterland, daß die nun sollen Orgeln drehen und Mitleid erregen, sie, die sonst Donner in der Faust führten und den Blitz des Schwertes zucken ließen.

Denke so manches liebe Mal: ist so Manches abgeschafft, was mir noch lange gut und schön dünkte, könnte man doch auch mal was Altes abschaffen, was mir von Herzen wehe thut — zur Veränderung.

Und doch wieder, wenn ich überlege, wie's uns Jungens behagt hat, wenn uns so ein alter Narbiger den Dessauermarsch vorspielte, „unseres lieben Herrgotts Dragonermarsch", wie der Fürst Leopold von Dessau mit dem grimmigen Schnurrbarte diese seine Lieblingsweise zu nennen pflegte, dann möchte ich doch der Preußischen Jugend diese Freude nicht entzogen wissen. Und es hängt noch mehr daran,

als man gemeiniglich ſo denkt. Denn wenn ich im Geiſt den Kreis meiner Geſpielen durchlaufe, den Kreis, der ſich auf dem Kirchhofe um den Invaliden drängte und Spiele und Schule vergaß des Alten wegen, dann finde ich mit wahrer Freude unter Allen keinen einzigen Demokraten, ſondern eitel gute Preußen. Einer ſchläft ſchon den ſüßen Schlaf, der auf den ehrlichen Soldatentod folgt, zwiſchen zwei Meeren im Norden der Elbe; eine Dänenkugel fand den Weg zum treuen Preußenherzen! Ein Anderer iſt gar Offizier in unſeres Königs Garde und holte ſich mit dem Schwert den Adlerorden mit den Schwertern. Und wir andern Alle, wir ſind, wenn wir's auch ſonſt nicht mächtig weit gebracht, doch gute Preußen und des Königs treue Unterthanen, und ich laſſe mir's nicht ausreden, daran ſind die Invaliden mit ihren Drehorgeln auch zum guten Theil mit Schuld.

Gehe darum auch nicht gern an ſo einem alten Knaben vorüber, und hab' ich auch mitunter nichts Rundes, als die Knöpfe an meinem Rock, und kann ihm Nichts geben, ſo hab' ich doch ſtets einen herzlichen Gruß für ihn und ein freundlich Wort, und das iſt, nicht alle Mal, aber doch mitunter, ebenſo viel werth, wie ein Silbergroſchen.

Hab' mancherlei Erfahrungen gemacht mit meinen

Invaliden, meiſt gute, und gedenk' ich gern meiner Unterhaltungen hinter der Dreyorgel.

Da, irgendwo im Thiergarten von Berlin, hatte auch ſo ein Invalide ſeinen Poſten; den habe ich ziemlich lange und ziemlich genau gekannt. War ein gar roher Geſell, ſo im Ganzen, verdrießlich und mürriſch, und ſein Weib hatte ſchlimme Zeit bei ihm, wenn ſchlecht Wetter im Kalender ſtund, und das war durchgehends an fünfen von den ſechs Wochentagen der Fall. Am Sonntag, da ſonſt die reichſte Ernte für den Mann mit der Dreyorgel im Thiergarten geweſen wäre, hab' ich ihn nimmer gefunden auf ſeinem Poſten.

Ging vielleicht zur Kirche am Tage des Herrn, der alte Kriegsgeſell, oder betete daheim auf ſeinem Kämmerlein? Wollen das ſo annehmen zu ſeiner Ehre, obgleich er wenig danach ausſah.

Indeß der rauhe Mann hatte auch ſeine Tage, wo er weich war wie Butter, und wo was Naſſes verrätheriſch blinkte an ſeiner Wimper.

Habe den Mann nie nach ſeinem National gefragt; ſelbſt ſeinen Namen hab' ich nimmer gewußt, und er hinwiederum den meinen nicht, aber wir verſtanden uns. Wir waren gute Freunde geworden

zuſammen im Sommer 1848, da in Berlin der Teufel los war, und ich mir faſt täglich vorſpielen ließ im Thiergarten: „Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.“ und „Ich bin ein Preuße ꝛc.,“ bloß um die Demokraten zu ärgern, die an uns vorüberzogen zur Volksverſammlung nach den Zelten.

Waren geſtrenge Herren dazumal, die Demokraten, wollten mit aller Gewalt keine Preußen mehr ſein, ſondern regulair Deutſche, und wollten es auch, toll genug, von anderen ehrlichen Chriſtenmenſchen nicht leiden, daß ſie Preußen blieben. Iſt ſeitdem was anders und beſſer geworden, ſo'n Bischen aus dem Gröbſten; aber auf dem Flecke, wo's ſein ſoll, iſt's lange noch nicht. Wird auch wohl noch 'ne hübſche Weile dauern.

Ende Auguſt war's; die berühmte Bürgerwehr in Berlin beſtand noch. Da fand ich meinen alten Kumpan auf ſeiner gewohnten Bank im Thiergarten; die Drehorgel ſtand abſeits zu ſeinen Füßen, er ſelbſt aber hatte den grauen Kopf in die Hand geſtützt und ſang, vor ſich nieder blickend, mit heiſ'rer Stimme zwar, aber ganz ſeltſamem Ausdruck, einen frommen Vers, der alſo lautete:

Wohin Du mich willſt haben,
Mein Herr, ich bin bereit,

Zu frommen Liebesgaben
Und auch zu wackerm Streit.
Dein Bot' in Schlacht und Reise,
Dein Bot' in stillem Haus,
Ruh' ich auf alle Weise
Einst doch im Himmel aus!

Erstaunt lauschte ich diesem Gesange, den ich von jedem Andern eher, als gerade von diesem Manne zu hören erwartet hätte. Ich trat näher; der Invalide sah auf und erkannte mich — eine helle Thräne rann in seinen Bart.

„Wo fehlt's, Kamerad?" fragte ich.

Der Alte erhob sich langsam von der Bank, lang und hoch vor mir, legte den zerschossenen linken Arm quer über die breite Brust und sagte ernst und leise: „Heute vor 37 Jahren war die Bataille bei Hagelsberg!"

„Und diese haben Sie mitgemacht, Kamerad?"

„Zweite Compagnie, erstes Bataillon, drittes Landwehrregiment!"

„Und das Andenken an diesen glorreichen Siegestag macht Sie traurig?"

„Er ist an diesem Tage gefallen vor dem Feind!"

„Wer?"

„Mein Lieutenant mit der Brille, der das wunder-

liche Lied immer gesungen hat, das Lied, bei dem mir immer das Herz brechen möchte vor Bangigkeit, wenn ich nur von Weitem daran denke."

Ich sah den Alten an.

„Ja, ja," fuhr der erregt fort, „mein Lieutenant ist, ehe es dazumal losging gegen den Bonaparte, ein Pastor gewesen, oder ein Schulmeister, was weiß ich's; und der fiel gerade heute vor 37 Jahren, um die dritte Stunde des Nachmittags, an der Waldecke rechts, oberhalb Hagelsberg, und es dauerte keine zehn Minuten, da folgte mein Herr Hauptmann von Quistorp dem Herrn Lieutenant Kühnau in den Himmel!"

Der Alte wollte allein sein; er setzte sich nieder und stützte wieder den grauen Kopf in die Hände.

Ich ging still meines Weges. Der Name Kühnau hatte mir Alles klar gemacht. Ja, Kühnau, Du mit Deiner schwunghaften Begeisterung, mit Deiner Treue und Deinem Pflichteifer, Du mußtest eine mächtige Gewalt geübt haben über Deine Kriegsgesellen!

Der Lieutenant Kühnau, der bei Hagelsberg mit Gott für König und Vaterland gegangen „zum Himmel durch den Tod", das ist der Doctor Johann Christian Friedrich Kühnau gewesen, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, der, seinem

Amt und Lehrerberuf treu, ſich zum Exerciermeiſter bei ſeiner Compagnie machte und einen wunderbaren patriotiſchen Einfluß übte auf ſeine Kameraden durch Lehre und Beiſpiel bis in den Tod, wie wir an dem Invaliden geſehen.

Im vorigen Sommer habe ich den Mann von Kühnau's Compagnie nimmer gefunden im Thiergarten auf ſeinem Poſten, ſo manches liebe Mal ich auch ausgegangen nach ihm.

So Gott will, ruht auch Er jetzt im Himmel aus; ich aber will des edlen Kühnau und ſeines Getreuen gedenken, ſo oft mich mein Weg vorüberführt an der einſamen Bank im Thiergarten. —

Das Eisenkind.

Das war eine kreuzfidele Gesellschaft heute beim Herrn Kreisfeldwebel, der auf den hübschen Gedanken gekommen war, seine silberne Hochzeit zu feiern mit der blauen Bohne, nämlich den Tag, an dem ihm vor 25 Jahren eine blaue Bohne in den Leib gefahren war, aber nachgehends glücklich wieder herausgeholt wurde.

Der Preuße hat einen guten Magen! Auch solche Bohnen verdaut er, wenn sie eben nicht allzu dick kommen. Der Herr Kreisfeldwebel aber hat die Kugel seit 25 Jahren an seiner stählernen Uhrkette getragen und sie nicht von sich gelassen Tag und Nacht, und darum feierte er mit dieser seiner treuen Gefährtin seine silberne Hochzeit.

Die Frau Kreisfeldwebeln aber, ein hübsches, dralles Weibchen mit runden, muntern Augen, schönen, rothen Backen und noch dickern und noch rothern

Armen, die war nicht ein Bischen eifersüchtig auf ihres Mannes Silberhochzeiterin, die doch nur von Blei war. „Meine silberne Hochzeit“, dachte sie bei sich selbst, „die kommt erst noch, und da soll's denn noch ganz anders hoch hergehen, als heute, so Gott will, und wir leben!“

Der Feldwebel Wohlgemuth aber hatte seine besten Freunde eingeladen: den Unterofficier Schumann von den Einunddreißigern, den Wachtmeister Elsholtz, der seiner Zeit bei den schwarzen Husaren gestanden, den Kaufmann Fiebiger, einst Unterofficier, jetzt Landwehrlieutenant, den Einnehmer und Magistratsverwandten Krause, den Feldwebel Rüst, seinen Schwager, der auf Besuch bei Wohlgemuths war, und seinen Vetter, den Musketier Prange, der sich ganz unheimlich vorkam unter all' diesen alten Kriegsknechten, auf deren Röcken Denkmünzen und Ehrenzeichen blitzten, mit Blut und durch lange Dienstjahre errungen.

Ging lustig zu den Abend in der grosen Unterstube des Kreisfeldwebels; denn war Wohlgemuth auch als ein sparsamer Mann bekannt, so ließ er doch was drauf gehen, wenn's mal an ihn kam, wie heute. Und er konnte es; denn seine Frau hatte ihm das schuldenfreie Haus und ein paar Morgen Feld und

auch noch ſo ein Bischen Baares zugebracht in die Ehe, und Kinder hatten ſie nicht.

Als ſie abgegeſſen hatten, Schweinebraten und ſaure Gurken und eingemachte rothe Rüben mit Kümmel — darauf verſtand ſich die Frau Kreisfeldwebeln — da kam eine rieſengroße Terrine mit ſtarkduftendem Rumpunſch auf den Tiſch, und während die Frau Kreisfeldwebeln mit einem Taſſenkopf die Gläſer füllte, brachte ihr Mann zwei große zinnerne Teller, hochgehäuft voll grobgeſchnittenem Taback, ächter Varinasknaſter vom Nachbar Fiebiger, und für jeden ſeiner Gäſte eine neue Thonpfeife, mit einer Federſpule obendran als Mundſtück.

Der Feldwebel wußte zu leben, wie man ſieht. Die Herren koſteten das heiße Getränk, huſteten ein wenig und ſagten aus Höflichkeit, die Frau Feldwebeln habe es doch gar zu „fett“ gemacht, und wenn ſie auch keine Jungfern wären, ſo wäre der Punſch doch gar zu ſtark. Die Frau Feldwebeln aber meinte, die lieben Freunde ſpaßten nur mit ihr, und that einen herzhaften Zug; da faßten ſich auch die Kriegsmänner Courage und leerten ihre Gläſer auf einen Zug und auf die Geſundheit der Frau vom Hauſe, welche Artigkeit dieſe mit einem recht reputirlichen Knix erwiederte und die Gläſer auf's Neue füllte. Dann

aber griffen die Herren zu den Pfeifen und stopften ein; nur der alte Elsholtz, der seiner Zeit bei den schwarzen Husaren gestanden und auf dem Spenzer zwei Kreuze trug und vier Medaillen, der schob die ihm angebotene Pfeife zurück und sprach zum Kreisfeldwebel: „Mit Vergunst, Herr Kamerad!“ Dann zog er seine kleine Husarenpfeife hervor mit dem schiefstehenden Kopf, hielt sie an's Licht und paffte so tüchtig drauf los, daß er bald in einer dichten Wolke verschwunden war.

„Der Taback schmeckt ihm nicht, wenn er nicht seine kleine Pfeife hat!“ sagte der Einnehmer erklärend, obwohl die ganze Gesellschaft längst diese Eigenschaft ihres Mitgastes kannte; denn die Herren waren ja heut nicht das erste Mal bei einander.

Während sie nun tranken und discurirten, saß die Frau Feldwebelin mit ihrem großen grauen Wollstrumpf dabei und hörte gar aufmerksam zu; denn die Männer sprachen vom Krieg, und das hörte die gute Frau gar zu gern. Denn sie erinnerte sich noch recht wohl der Kriegszeiten, und was da für ein Leben gewesen in dem stillen Städtchen.

Plötzlich sagte Kaufmann Fiebiger zu dem alten Elsholtz: „Hören Sie, Herr Wachtmeister, Sie könnten uns doch eigentlich auch mal was erzählen, so

aus den alten Zeiten, mein' ich, die von uns Keiner gesehen, das muß ganz plästirlich anzuhören sein!"

Der Husar streckte sein dunkles Gesicht, über das quer eine breite Narbe lief, mit den kleinen, spitzen Augen etwas vor und sah den Kaufmann fast spöttisch an; dann brummte er unter dem Schnurrbart vor: „Pläsirlich? hm! zu hören, o ja! zu hören!"

„Ach ja, Herr Wachtmeister, erzählen Sie uns was!" bat jetzt die Frau Feldwebeln. „Ich höre gar zu gern etwas recht Schreckliches!"

Der Husar schüttelte halb unwillig den grauen Kopf und meinte: er sei nie von vielen Worten gewesen; als aber die hübsche Frau ihm das Glas füllte und ihn recht freundlich dazu ansah, da lächelte er halb und sagte, sich gleichsam bei den Andern entschuldigend: „Wetterhexen, die Weiber! hab' mein Lebtag keiner Etwas abschlagen können."

Darauf versank er eine Weile in stilles Sinnen. Endlich richtete er sich auf, that einen tüchtigen Zug aus seinem Glase und fragte: „Ihr wißt doch, was Eisenkinder sind?"

„Eisenkinder? Ne!" tönte es rings im Kreise, und selbst der Einnehmer mußte endlich verneinend mit dem Kopfe schütteln, obwohl er ziemlich lange den Zeigefinger an die etwas verdächtig rothe Nase gehalten

„Dachte es wohl," nickte der Huſar, „reden da jetzt von ihren Schulen und ihrer Bildung und wiſſen nicht mal, was Eiſenkinder ſind. Das wußte jeder Narr in meiner Jugend; indeß, laßt's gut ſein! jede Zeit hat ihre eigene Art, das hab' ich erfahren, ſchon ein paar Mal, und nun will ich die Lippen noch ein Bischen anfeuchten und Euch die Hiſtorie erzählen, ſo mir eben durch den Kopf gegangen."

Der graue Reiter trank ſein Glas aus, legte ſeine kleine Pfeife vor ſich hin und begann, in's Licht ſtarrend, ohne Einen aus der Geſellſchaft anzuſehen, die Hiſtorie, ſo ihm eben durch den Kopf gegangen.

„Ja, lange her iſt's! wie lange? das kann ich nicht gleich ſo ſagen, könnte es indeß berechnen bis auf den Monat, wenn's Euch was verſchlagen thäte; alſo lange her iſt's, da iſt im Pfälzerland am Rheine, wo der Wein wächſt, eine kleine Kirche geweſen, und daneben ein Pfarrhaus; darin hat der Pfarrer gewohnt und ſeine Frau und ſeine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, welche über alle Maßen ſchön geworden ſchon in ihren erſten Jugendtagen. Hoch oben aber auf einem Berge über der Kirche, da iſt ein Schloß geſtanden, das hat mit ſeinen weißen Mauern und mit ſeinem ſchwarzen Schieferdach weit hineingeleuchtet in's Land — und das iſt wahr, das hab'

ich ſelbſt geſehen in den neunziger Jahren, als wir am Rheine ſtanden. In dem Schloſſe aber lebte der Graf mit ſeiner Frau Gräfin, ſo ein anſehnlich Weibsbild vorgeſtellt hat, und er ſelbſt, er iſt ein ſchmucker Herr geweſen. Aber von Zucht und Sitte hat er verflucht wenig gehalten, der ſchmucke Herr Graf, ſondern hat den Mädchenjäger gemacht hinter allen Schürzen her ringsum, und des Teufels ſind alle Frauenzimmer auf ihn geweſen. Die Frau Gräfin aber iſt ihrem Herrn Gemahl Nichts ſchuldig geblieben, ſondern hat ihm heimgezahlt mit Zinſen. Eine ſaubere Wirthſchaft das! Der Graf und die Gräfin aber haben Umgang gehalten mit den Pfarrersleuten unten bei der Kirche, und obgleich das vielleicht nicht ganz nach des Prieſters Geſchmack geweſen, ſo hat er's doch müſſen gutheißen und auch noch obendrein ein Reverenz über's andere machen, dieweil der Graf ſein gnädiger Herr Patron geweſen und das geiſtliche Amt zu vergeben gehabt hat. Dieß iſt eine Weile gegangen; dann aber iſt aus dem Grafenſchloſſe viel Unheil gekommen über das Pfarrhaus und ſeine Bewohner. Erſtlich iſt des Pfarrers älteſter Sohn, der Johannes, verliebt worden in die Frau Gräfin, und die mag auch eben nicht ſehr die Spröde geſpielt haben gegen den friſchen Jungen, zumal ſie nicht viel

Auswahl gehabt auf dem Lande, und in die Städte durften sie nicht mehr, weil sie schon Alles durchgebracht hatten, bis auf das Schloß, darin sie wohnten, das aber war der Gräfin Mitgift, und hatte es der Vater der hohen Dame, der sein Töchterlein wohl kennen mochte und den Herrn Schwiegersohn dazu, also festgemacht und verclausulirt, daß sie es weder verkaufen konnten, noch mit Schulden belasten. Der Johannes aber ist von Stund ab, seit er in die Gräfin verliebt worden, ein ganz anderer Mensch geworden, als er vorher gewesen. Er ist nicht auf Universitäten gegangen, wie's erst in seinem und seines Vaters Willen gelegen, sondern hat sich umgetrieben auf dem Schloß und ist endlich ganz droben geblieben, da ihn der Herr Graf zu seinem Secretarius und Vogt genommen. Bezahlen aber that ihn die Frau Gräfin, wie männiglich bekannt gewesen auf dem Schloß und auch im Dorfe. Darüber ist groß Herzeleid und Zerwürfniß entstanden im Pfarrhaus; denn der Vater hat sich lange nicht können zufrieden geben über seinen Sohn, und der Bruder Emil, der ist auch sehr betrübt worden; die Mutter aber, ein eitel Weibsbild, die hat ganz närrisch werden wollen vor Freude über die hohe Gunst und Gnaden, in der der Johannes gestanden im Schloß, und hat ganz hochmüthig immer

gesprochen: der Herr Secretarius, mein Sohn! Und die Tochter, Barbara mit Namen, die mehr nach der Mutter, als nach dem Vater geschlagen, hat mit in das Horn gestoßen und hat sich allemal ganz albern gehabt, wenn der saubere Herr Graf zum Besuch gekommen in's Pfarrhaus und sie unter's Kinn gefaßt und ihr die Locken gestreichelt und ihr gesagt: sie thäte ein schönes Mädchen sein, und wolle er ihr bald einen schmucken Mann aussuchen! Und hatte das ganze Bischen Mädchen dazumal noch keine funfzehn Jahre. Haben die beiden Weibsbilder dem armen Pfarrer und seinem Sohn Emil das Leben sauer gemacht! Na, es ließe sich ein Buch davon voll schreiben. So ist's gegangen ein Jahr, zwei Jahr; der Johannes ist immer droben geblieben auf dem Schloß, so hat ihn die Gräfin verhext, daß er die ganze Zeit seinen Vater kaum gesehen hat und seinen Bruder auch nicht, und Mutter und Schwester auch nur, wenn sie auf Besuch gewesen sind im Schloß, was freilich oft genug war, obgleich die Gräfin eben nicht viel Umstände machte, weder mit der Pfarrfrau, noch mit dem Pfarrgänschen, wie sie die Barbara hochmüthig benamsete. Dagegen hat's der Herr Graf nicht an Aufmerksamkeiten fehlen lassen gegen die Pfarrfrau und ihre Tochter, und ist oft sogar so gnädig gewesen, es

ſich auf ein Abendbrot gefallen zu laſſen im Pfarrhauſe. Dann aber mußte ſich die Barbara neben ihn ſetzen, und er iſt oft bis ſpät Abends dageblieben, noch lange, wenn er dem guten Pfarrer erlaubt hatte, ſich auf ſein Stübchen zu begeben und auf ſeine Predigt zu ſtudieren. Mag da nachher manchmal zugegangen ſein, wie es in einem geiſtlichen Hauſe nicht zugehen ſoll, und überhaupt in keinem Hauſe.

Da iſt denn endlich die Zeit gekommen, daß der Emil genug gewußt hat, und hat abgehen ſollen auf Univerſitäten, um daſelbſt geiſtlich zu ſtudiren, und iſt der junge Menſch ſeines Vaters ganze Freude geworden, ein ſtilles, fleißiges, kluges Kerlchen, an dem des Vaters Mühe nicht verloren geweſen. Und am Tage vor der Abreiſe hat er gedacht, er müſſe doch noch auf's Schloß gehen, ſich gebührend der Gnade der hochgräflichen Herrſchaft empfehlen und doch auch ſeinen Bruder, den Johannes, noch einmal ſehen und in Frieden von ihm ſcheiden, da er doch mit ihm ſo lange nun ſchon in argem Unfrieden gelebt. Er ging auf's Schloß. Als er ſich aber melden ließ, bekam er den Beſcheid, der Herr Graf ſeien nicht zugegen, die Frau Gräfin aber wären beſchäftigt, ließen ihm indeß glückliche Reiſe und guten Erfolg wünſchen. Das war dem Emil nicht ganz Unrecht, war nur auf

Betrieb ſeiner Mutter und mit banger Scheu zu der gnädigen Herrſchaft gegangen. Jetzt ſtieg er eine Treppe tiefer und klopfte an die Thür ſeines Bruders. Herein! Die Brüder ſtanden einander gegenüber. Der Johannes war ein großer, ſtattlicher Kerl von faſt 24 Jahren, und der Emil, obwohl er noch was größer war, als ſein Bruder, und nur zwei Jahre weniger hatte, als er, machte eine ſchlechte Figur neben ihm in ſeinen Schnallenſchuhen und ſeinem ſchwarzen, fadenſcheinigen Röckchen. Der Johannes mußte guten Gehalt haben, denn ſein Rock war vom ſchönſten Holländer Tuch, und ſeine Wäſche war blüthenweiß.

„Was befehlen der Herr Bruder?“ fragte der Johannes ſpöttiſch und zeigte all die vornehmen Manieren, die er gelernt auf dem Schloſſe.

Die Rede verdroß den Emil; denn er kam ja in guter Abſicht. „Ich wollte von Dir Abſchied nehmen, weil ich morgen auf Univerſitäten gehe,“ ſagte er; „wenn Du aber keine Zeit haſt, ſo geht's auch der ohne!“

„Oho!“ ſagte der Johannes, „ſo kurz angebunden? Wie ſtimmt das mit der geiſtlichen Demuth? Na, geh mein frommes Brüderchen; wenn Du was Ehrliches lernſt und Verſtand kriegſt und dann wiederkommſt,

dann will ich Dich in dem Alten ſein Neſt ſetzen! denn ich gelte hier was!“

Das Alles war mit einer Manier geſagt, die dem Emil in's Herz ſchnitt. Er dachte an das Verhältniß ſeines Bruders mit der beſchrieenen Gräfin und antwortete: „Ja, leider Gottes thuſt Du hier was gelten!“ Da wurde der Johannes feuerroth und ſchrie: „Junge, wie meinſt Du Das?“ Der Emil aber hatte dieſelbe kitzliche und doch trotzige Natur wie ſein Bruder; es kochte in ihm und heftig erwiederte er: „Es iſt eine Sünde und eine Schande mit Dir und der Gräfin!“ Da verzerrte ſich das Geſicht des ältern Bruders in eine ſo häßliche Fratze, daß der Emil erſchrocken zurückwich vor dem ſchier hölliſchen Anblick. Der Johannes aber beherrſchte ſich ſeltſam; er ging mit einem furchtbaren Drohblick an ſeinem Bruder vorüber, öffnete die Thür und ſchritt hinaus. Eine Weile ſtand Emil allein, dann ging auch er und verließ niedergeſchlagen das Schloß.

Tief ergriffen von dieſem unlieben, unbrüderlichen Abſchied, irrte der junge Menſch noch ein paar Stunden auf den Feldern umher; dann kehrte er heim in's Vaterhaus. Aber beruhigt hatte ihn der Gang nicht, ſondern ſein Geblüt noch mehr empört. Es war ſpät, als er in das Wohnzimmer trat, und noch außer ſich

über die Gräfin, die ihm das Herz des Bruders gestohlen, sah er seine junge Schwester in den Armen des Grafen. Der Anblick schmetterte wie ein Blitz in die Seele des armen Burschen. Er schrie auf wie wahnsinnig und schwankte einige Schritte vorwärts. Dem Grafen mochte die Ueberraschung Emil's spaßhaft vorkommen. Er lachte — und die Dirne, sie lachte auch — und die schlechte, eitle Mutter, die lachte auch. Da schwindelte es dem Emil; er warf sich mit einem Geheul, wie's nur wilde Thiere ausstoßen, auf den Grafen, riß die Schwester aus seinen Armen, warf ihn mit übermenschlicher Kraft zu Boden, daß das helle Blut aus des Grafen Kopf spritzte, der mit voller Wucht gegen die scharfe Ecke eines Schrankes schlug.

Todtenbleich stand der Jüngling.

„Mörder!“ kreischte die Schwester, die sich über den Leichnam ihres Buhlen geworfen.

„Mörder! zeterte die Mutter.

„Wer ruft hier Mörder? fragte der alte Pfarrer, zitternd eintretend;

„Mörder! das Ungeheuer hat den Herrn Grafen gemordet!“

Emil fuhr sich mit der Hand über die Stirn; dann sagte er laut: „Alles verloren, Ade!“ stieß den Fen-

sterladen auf, schwang sich hinaus und rannte davon durch die Nacht.

Er war schon weit vom Vaterhause; aber immer noch glaubte er den Ruf: Mörder! Mörder! zu hören, und das jagte ihn weiter und immer weiter. Aber bald sollte ihn noch was Anderes jagen. Er sah Fackellicht hinter sich blitzen, sobald er sich umschaute; er vernahm näher und immer näher Rossesgestampfe und Stimmengewirr. Man jagte dem Mörder nach. Emil kam auf eine gebahnte Straße; er folgte ihr. Er entsann sich dunkel, daß sie zu einer kleinen Reichsstadt führe, und daß er dort vor seinen Verfolgern in Sicherheit wäre für's Erste. Aber kaum konnte er hoffen, den Stadtbann zu erreichen, denn seine Kräfte schwanden, und immer deutlicher hörte er das Pferdegetrappel hinter sich und die Stimmen seiner Verfolger. Da vernahm er plötzlich die Worte: „Halloh, die Sporen eingesetzt, damit der Mordbube nicht über die Gränze kommt!“ Es war die Stimme seines Bruders Johannes. Der Verfolgte nahm seine letzten Kräfte zusammen. Er gedachte des furchtbaren Gesichtes seines Bruders beim Abschied und stürzte vorwärts. Die Straße machte eine Biegung. Da stand der Flüchtling dicht vor einem Hause, dessen unterstes Gestock hell erleuchtet war. Eine dunkle

Erinnerung kam über ihn; ja, das war ja die Markgrafenſchenke, die lag gerade auf der Gränze, und mitten durch die Gaſtſtube lief der Gränzbalken! Zwei Sprünge, und Emil war im Hauſe, in der Gaſtſtube, jenſeit des Gränzbalkens — gerettet! Keuchend, hochaufathmend ſaß er in der Ecke, mit ſtieren Augen um ſich blickend, während die anweſenden Gäſte und die Wirthsleute ſich neugierig um ihn drängten. Und wieder wurde die Thür aufgeriſſen, und herein ſtürzte der Johannes mit drei oder vier gräflichen Knechten: „Halloh, ho, da iſt der Mörder, haltet ihn, faßt ihn!“ rief er, auf ſeinen Bruder deutend; aber ſeine Beute war ihm entgangen. Der Wirth trat ihm entgegen und fragte: Wo iſt Eines Edlen Rathes Sigill und Schrift, daß ihr den Mann faſſen dürft auf des Reiches Boden; denn ich kenne Euch wohl, Ihr ſeid des Grafen von drüben Vogt oder Kornſchreiber!“ Erſt wollte der ungeſtüme Johannes ſich gar nicht bedeuten laſſen und durchaus an ſeinen Bruder. Der Wirth aber brauchte ſein Anſehn; es war nicht der erſte Fall, der ihm vorkam. Er blieb dabei, daß der freien Reichsſtadt Bann und Gerichte reſpectirt werden müßten, und wenn der junge Menſch den Markgrafen von Baden ſelbſt, was Gott verhüte, erſchlagen hätte. Da gab ſich der Johannes endlich und ſagte drohend:

„Gut denn! ich will zur Stadt und will mir schon einen Haftbefehl auswirken für den Mörder des Herrn Grafen!“ ließ auch einen Knecht da zur Wache und eilte mit den Andern der Stadt zu.

„So jung und schon ein Mörder!“ sagte der biedere Wirth kopfschüttelnd „das muß seltsam zugegangen sein; will mir gar nicht in den Kopf!“ Dann wandte er sich an den gräflichen Knecht und fragte den aus. Emil saß in seiner Ecke und weinte.

Der Wirth aber, als er den gräflichen Knecht ausgefragt und nebst der ganzen Gesellschaft erfahren, wie die Sachen im Schloß gewesen, und wie es der Johannes mit der Gräfin halte, und wie der Emil den Grafen erschlagen, weil er ihn in Unehren bei seiner jungen Schwester gefunden: da war die allgemeine Theilnahme rege für den armen Burschen, und die Weiber absonderlich traten auf seine Seite und schimpften auf den Johannes, daß er seinen Bruder also grausam verfolge. Die Wirthin brachte dem Jüngling Speise, und der Wirth trat zu ihm mit einem vollen Kruge Bier und sprach: „Eßt und trinkt, denn Ihr werdet Kräfte brauchen! Für jetzt aber seid ohne Sorge, denn vor morgen früh wird Euer Bruder keinen Haftbefehl erwirken; geht ein Bischen lang-

ſam damit bei uns, und dann wird Gott weiter ſorgen!“

„Und ich!“ ſagte da eine tiefe Baßſtimme, und hinter einem Tiſch hervor trat ein langer Mann mit ſteifem Schritt, den Dreimaſter auf dem Puderzopf, den Degen an der Seite, den Rohrſtock in der Hand, und die Pfeife im Munde, und näherte ſich dem Emil.

„Ah!“ rief der Wirth erfreut „der Herr Hauptmann iſt auch noch hier! daran hatte ich ja gar nicht gedacht! Nun iſt Euch geholfen, mein armer Burſche, und kein Teufel kann Euch mehr was anhaben.“

Der Emil horchte hoch auf.

„Der Herr Hauptmann,“ antwortete der Wirth, ſind auf Werbung hier —“

„Man ſchweigt jetzt!“ befahl der Hauptmann und wendete ſich an den armen Emil. „Hat man Luſt, verſteht ſich gegen ein billiges Handgeld, Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen zu Waſſer und zu Lande zu dienen?“

Emil begriff ſeine Lage. Geiſtlich ſtudiren konnte er nimmer, Ausſichten hatte er nicht, ſeine Anwerbung rettete ihn aus den Händen ſeiner Verfolger; das war ihm für's Erſte genug. Er erklärte, er ſei nicht abgeneigt, in die Dienſte Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen zu treten.

„Bon!“ ſagte der Werbeofficier ſchmunzelnd, „man iſt zwar noch ſchlank, aber man hat einige Zoll mehr, als andere Menſchenkinder, man wird Fortüne machen und zur Garde kommen; darauf empfange man das Handgeld.“

Emil empfing das Handgeld. Der Werbeunteroffi-cier, der den Hauptmann begleitete, ſtattete ihn mit einem Soldatenhut und einem Soldatenmantel aus und meinte lächelnd, um den Recruten in's Depôt zu bringen, brauche man wohl keine der gewöhnlichen Mittel anzuwenden, das Deſertiren zu verhüten.

„Man wäre ja närriſch! entgegnete der Officier gravitätiſch, „wenn man deſertirte und ſein Glück mit Füßen von ſich ſtieße; denn man iſt ja auf dem Wege zur Garde!“

Am andern Morgen, als der Johannes mit dem Haftbefehl eines edeln Rathes erſchienen, iſt ſein Bru-der längſt davon geweſen mit dem Preußiſchen Werbe-officier.

Der Emil kam richtig zur Garde nach Potsdam und iſt ein ſchmucker Gardiſt geweſen, aber traurig ſein Lebenlang, und allemal, wenn er zur Kirchen-Parade commandirt worden, dann hätte er lieber ſelbſt auf der Kanzel geſtanden. Der große, ſchöne Mann hat ſich müſſen auf Königs Befehl mit einer ſchmucken,

großen Dirne verheirathen und hat auch viele Jahre mit ihr ruhig und in einer christlichen Ehe gelebt, und hat Niemand je über ihn Klage geführt; nur daß er immer so sehr traurig gewesen ist. Der Emil hat mit seiner Frau nur einen Sohn gehabt, den hätte er gern geistlich studiren lassen, aber das ging nicht an; denn die Kinder, so einem Soldaten geboren werden, der auf Lebenszeit oder Frist capitulirt hat, das sind Eisenkinder, die gehören dem Könige, der ernährt und erzieht sie, und die müssen alle Soldaten werden, so war's damals Gesetz im Preußenlande.

Von seiner Sippschaft hat der Emil nimmer was vernommen. Eines Abends aber, als er auf der Thorwache in Potsdam war, da passirte ein schwer beladener Wagen ein, und als er sich nach Namen und Stand des Herrn und der Dame erkundigte, die darin saßen, da hieß es: der Gutsbesitzer von Elsholtz aus Karlsruhe nebst Gemahlin nach Berlin! Beim Klange dieser Stimme zitterte der Unterofficier. Das Schriftliche war richtig, und mit lauter Stimme rief er fein: Passirt!

Der Gutsbesitzer von Elsholtz aber, das war der Johannes, Emil's Bruder, und die Dame war die ehemalige Gräfin.

Der Emil gab ſich viel mit ſeinem Sohne ab und lehrte ihm Manches, was ſonſt ein Soldat nicht zu wiſſen braucht; aber er lehrte ihn auch die Bibel leſen und lieben, und als ich, weil ich nur ein kleiner Kerl und unſres Herrn Oberſten Sohn mein Spielkamerade war, nachgehends mit dieſem unter die Huſaren kam, da haben ſie mich oft einen Bibelhuſaren genannt; denn ich bin der einzige Sohn des armen Emil, ich bin das Eiſenkind!“

Als der Wachtmeiſter alſo erzählt, nahm er ſeine Pfeife wieder und hüllte ſich zum andern Mal in eine dichte Wolke. Obwohl die Gäſte des Kreisfeldwebels danach noch manches Glas Punſch tranken, ſo wollte doch kein richtiges Geſpräch mehr in Gang kommen, und als die Frau Kreisfeldwebeln ein paar Mal ihren Mund öffnete, als wollte ſie nach dem Bettzipfel ſchnappen, da brachen die Hörer insgeſammt auf, dankten für gute Bewirthung, wünſchten einander eine geruhſame Nacht und gingen ein Jeder ſeines Weges. —

Von einem Officierburschen.

In Schleswig war's, einige Tage nachdem der alte Wrangel die heiligen Ostern eingeläutet hatte mit Hurrah und Kanonendonner am Dannevirke, da marschierte ein Lieutenant von der Garde mit einigen und zwanzig Mann an einer Knicke hin. Die Leute waren müde, und die Sonne stund schon hoch, und der Officier suchte sich bereits einen lustigen grünen Platz aus zum Lagern und zum Frühstück. Da trat plötzlich ein alter, langer Kerl mit militairischem Gruß hinter einem Busche hervor und stellte sich steif und kerzengerade vor dem Lieutenant auf.

„Hollah! Wen haben wir da?" fragte der Officier, den hagern Gesellen musternd, der Schnallenschuh trug und graue Zwirnstrümpfe, einen langen, blautuchenen Ueberrock mit rothem Kragen und einem gar altmodisch seltsam geformten Hut mit der preußischen Cocarde daran.

Neugierig drängten sich die Garde-Füsiliere um ihren Lieutenant und betrachteten sich den Alten, und

ein witziger Berliner unter der Schaar fragte leise, ob das neueste Mode sei hier zu Lande, die weißen Hornknöpfe auf dem blauen Rock?

Der Blaurock aber sagte mit stark Pommerischem Accent: „Mein Herr Hauptmann lassen sich dem Herrn Lieutenant empfehlen und lassen sich die Ehre ausbitten vom Herrn Lieutenant und allen seinen Leuten zu einem Frühstück auf dem Schlosse."

Das gefiel dem Officier und seinen Kriegern wohl, und als der Lieutenant fragte: „Wer ist denn der Herr Hauptmann, der uns so freundlich ladet?" da wurde der lange Blaurock womöglich noch länger. Er streckte sich und sagte stolz: „Der Herr Hauptmann v. K., vormals in Königl. Preuß. Gardegrenadierbataillon von Rhodich!" Darauf machte der Alte straff linksum, als wäre er auf dem Exercierplatz und marschierte vor den Füsilieren her, die, ihm folgend, um die Knickebogen und nun ganz nahe vor sich ein lustig Schlößlein liegen sahen, von hellem Sonnenschein überstrahlt.

„Hab' ich meine Bestellung richtig gemacht, mein Herr Lieutenant?" fragte der Blaurock den Officier, als sie dicht am Schlosse waren, höchst treuherzig.

Der lachte und meinte, das könne er nicht sagen.

Der Alte sah ihn eine Weile an; dann erklärte er, der Herr Hauptmann habe ihm befohlen, den Herrn

Oberſten mit ſeinem ganzen Regimente einzuladen. Da er aber nur den Herrn Lieutenant gefunden, ſo habe er doch auch nur den Herrn Lieutenant einladen — plötzlich unterbrach der Alte ſeine Erklärung, ſchwieg und zeigte auf einen ſtattlichen Herrn, der in der Uniform des ehemaligen Königl. Preuß. Gardegrenadier-Bataillons v. Rhodich gemeſſenen Schrittes den Preußen entgegenkam. Den Hut quer über den Kopf, in blanken Steifſtiefeln, den Rohrſtock in der Fauſt — ſo rückte der Alte an.

Der Lieutenant wollte dem alten Kameraden, der das ſchöne Pour le Mérite-Ordenskreuz um den Hals trug, eine Ehre erzeigen; er ließ ſeine Leute antreten und empfing den Hauptmann von K. mit militairiſchem Gruß.

Dem alten Officier ſtand eine helle Thräne im Auge. Er konnte in ſeiner Rührung nicht gleich Worte finden; dann nahm er das Hütchen vom kahlen Scheitel und ſchwenkte es und rief mit zitternder Stimme: „Seine Majeſtät der König von Preußen ſoll leben!“ Mit dreifachem Hurrah begleiteten die Füſiliere dieſen Gruß. Der Hauptmann aber ſetzte ſein Hütchen ſtattlich wieder auf, hieß die Landsleute willkommen in Schleswig und marſchierte, den Lieutenant am Arm, voran in einen Saal auf ebener Erde, wo allbereits eine Tafel gedeckt war; hinter den Füſilieren aber

marſchierte der alte Blaurock, ſtramm und voll Würde, wie ein zugſchließender Officier.

Sie ſaßen an der Tafel und ſprachen den guten Speiſen und Getränken kräftig zu; und der im blauen Rocke, der ſtand hinter dem Stuhle des Herrn Hauptmanns von K., und die Diener, welche die Füſiliere bedienen mußten, die folgten dem Winke ſeiner Hand und ſeiner Augen.

Der Hauptmann merkte wohl, daß der Lieutenant gern gewußt hätte, wer Er eigentlich wäre, und wie Er nach Schleswig gekommen, und ſah auch, daß die Füſiliere verwunderte Blicke genug auf ihn und ſeine Diener richteten, was ſie indeß nicht abhielt, tüchtig zu eſſen und zu trinken.

Plötzlich wendete ſich der ältere freundlich an den jüngeren Kameraden und ſagte: „Ich bin recht glücklich, einmal wieder Preußiſche Soldaten zu ſehen; denn ſeit 1796 habe ich den Rock meines Königs nicht erblickt, und ſeitdem ich von Ihrem Einrücken in die Herzogthümer wußte, habe ich die Zeit nicht erwarten können. Ich alter Kerl habe mich nach Preußiſch Himmelblau geſehnt, wie eine Jungfer nach dem Freier, und alle Tage hat mein Burſche hier, er zeigte auf den Blaurock, der ſich ſofort ſtraff aufrichtete, der alte Drews, übrigens ein ehrlicher Pommer aus Altenſtet-

tur, auf Kundschaft gemußt. Ja, lieben Landsleute, seit Anno 1796 habe ich hier gelebt an der Westsee, und habe keinen Preußen gesehen, außer meinen Drevs und mich, wenn ich vor den Spiegel trat. Aber Herz und Rock sind Preußisch geblieben und sollen's auch bleiben bis ans Ende. Ach, wie gern wäre ich wieder mal nach Potsdam gereist, und hätten sie mich selbst in die Communs quartirt! Ich wäre hingegangen; aber Das mußte ich mir wohl verkneifen," — der Alte wendete sich an den Officier — „ich habe eine Schleswig'sche von Adel geheirathet, den Abschied genommen und bin hierher gezogen. Seit Anno 6 mochte ich nicht nach Preußen, und seit Anno 13 ist meine Frau so krank, daß ich sie nicht einen Tag verlassen konnte; indessen heute ist ein Jubeltag, und der König soll leben! „Der König hoch! und seine Garde; und alle Preußischen Soldaten!"

Heissah! da klirrten die Gläser an einander, und selbst der Berliner flüsterte seinem Nebenmann am Tisch zu, der Herr Hauptmann sei doch ein sehr gebildeter Mensch.

Lustig sprachen sie nun Dieß und Das durcheinander; denn sie hatten Zeit, weil der gastfreie Wirth schon erklärt hatte, er werde gegen Abend das ganze Commando nach dem Ort fahren lassen, wo es zur Nacht eintreffen mußte.

Sie sprachen Dieß und Das, d. h. was Preußische Soldaten sprechen, von Streit und Sieg, von Kampf und Krieg, und wenn unten an der Tafel der Bursche Drevs, der nicht mehr hinter dem Stuhle seines Herrn stand, lustig mitmachte, so war oben an der Tafel sein Herr Hauptmann ganz außer dem Häuschen. Er verglich kritisch alle Uniformstücke der neuen Uniform mit der alten und meinte am Ende, die neue Uniform sei allerdings besser; indeß seine sei ihm doch lieber. Wer wollte Das dem grauen Krieger verdenken? Plötzlich wurde er ernst und sprach: „Herr Kamerad, aber über Eins wollte ich noch mit Euch reden; seit dreißig Jahren hab ich mir vorgenommen, den ersten Preußischen Officier danach zu fragen. Sehen Sie, ich lasse mir von Hamburg alle Monat einmal Bücher schicken, die von der Preußischen Armee handeln, und den Soldatenfreund, den der Unteroffizier Schneider in Berlin herausgiebt, den lese ich dem Drevs da Wort für Wort vor, habe also viel gelesen, und habe auch Zeit genug dazu hier in meiner Einsamkeit. Eins aber wurmt mich doch sehr und kann ich nicht darüber wegkommen, und der Drevs da auch nicht. Sehen Sie mal, vom alten Fritzen, da ist immer die Rede und dann von 1813, 14 und 15 mit, Gott für König und Vaterland, ist auch Alles recht

gut und recht ſchön und thut dem alten Soldatenherzen recht wohl; aber, Herr Kamerad, nehmen Sie's nicht übel, wo bleiben wir denn? Herr, wir haben uns geſchlagen, wie brave Preußen, in den Feldzügen am Rhein, und ich denke, die Patrioten — ſo nannten wir damals die Franzoſen — wiſſen von uns zu ſagen; aber von uns ſpricht keine Seele. Herr Kamerad, das thut dem Soldaten wehe und abſonderlich, wenn er einen Kalender am Leibe hat, wie ich und der alte Drevs da. Lieber Herr Kamerad, von Roßbach und Leuthen, von Leipzig und Paris, da ſprechen ſie Alle; aber von Pirmaſens und Kaiſerslautern, Bitſch und Valmy, da redet keine Seele, Kreuzdonnerwetter! und das waren auch Bataillen, die ſich ſehen laſſen konnten, und wir waren auch nicht von Stroh! Der alte Blücher, Hurrah, Jungens! Das war Euch ein Mordskerl, als er noch Huſaren-Obriſt war in ſeinem rothen Spenzer, hat ſich nachher auch gut benommen — das kann man nicht läugnen; aber damals, da war's noch ein ganz anderer Kerl. Und Seine Durchlaucht von Braunſchweig, — Hut ab vor dem! — und wenn er auch die Schlacht von Auerſtedt verloren hat; er war doch ein großer Feldherr. Und Regimenter hatten wir — ohe! wir waren auch Preußen, Grenadiere von Rhodich, Königin-Dragoner,

die Infanterie von Romberg, die ſie nur die Garde des Prinzen Louis Ferdinand hießen, Gott hab Se. Königliche Hoheit ſelig! iſt einen ſchönen Soldatentod geſtorben! — ja, ja, Drevs, der alte Knabe winkt mir, daß ich die Artillerie nicht vergeſſen ſoll. Er hat bei der Artil[illegible] geſtanden, ja, wir wußten damals auch mit K[illegible]ſchen abzukehren. Nein, lieber Herr Kamerad, es iſt und bleibt Unrecht, daß man die Armee von damals gering achtet und ihrer nicht gedenkt wegen der Affaire bei Jena. Donner und Wetter! Für Unglück kann Keiner; ſelbſt der alte Fritze iſt ein paar Mal geſchlagen worden, und das ordentlich, und der Teufel ſoll Den holen, der deßhalb was auf den großen König kommen läßt! Aber mit uns iſt das was Anderes; wir haben das Ehrenkreuz und unſere ſteifen Knochen und das Gefühl treu erfüllter Pflicht, na, das iſt das Beſte! aber es wäre doch hübſch, wenn man unſerer auch gedächte im Soldatenfreunde und im Soldatenliede." Der Gardelieutenant meinte nun zwar, man gedächte der Feldzüge am Rhein und des dort errungenen Ruhmes noch immer ehrend in der Armee, und die gegenwärtigen Generals hätten ja faſt alle dort die erſte Schule gemacht; aber der Hauptmann ſchüttelte den Kopf und wollte Das nicht ſo gelten laſſen. „Sehen Sie den

Drevs da, der mir hierher gefolgt iſt, der war Artilleriſt und Burſche bei einem Schulfreunde von mir, dem Lieutenant Neander, einem der beſten Officiere in der Armee, der könnte Geſchichten erzählen und erzählt ſie auch, aber nur mir. — Hören Sie, ich will Ihnen mal eine luſtige Hiſtorie von dem verdammten Kerl erzählen. Alſo, ſein Lieutenant baut eine Batterie während der Belagerung von Mainz und ſchickt ihn bei eintretender Nacht ins Lager, Kaffee zu holen, und befiehlt ihm, mit dem Kaffee gegen Morgen zurück zu ſein, wenn die Arbeiten, des feindlichen Feuers wegen, wie gewöhnlich, eingeſtellt werden. Mein Drevs will's recht gut machen, verläßt ſchon um Mitternacht das Lager und gebt, den Kaffee in ein Tuch gebunden in der Hand, in die Laufgräben. In dem Moment aber fangen die Franzoſen, die am Morgen irgend eines ihrer einfältigen Revolutionsfeſte feiern wollen, zur Feier deſſelben heftig an zu feuern, Bomben zu werfen und auch aus kleinem Gewehr zu ſchießen, daß es nur ſo pufft. Mein Dreevs geht mit ſeinem Kaffee gebückt in den Laufgräben vorwärts, ſchlägt ſich aber, ſtatt links zu gehen, rechts. Endlich wird ihm der Weg zu lang. Er tritt auf ein Banquett, und als er eine Batterie ſieht, aus deren Schießſcharten Feuer kommt, ſo hält er ſie für die

ſeines Lieutenants, ſteigt über die Bruſtwehr und läuft durch alle Schußlinien drauf zu. Plötzlich wird er angerufen: „Wer da?“ Drevs, der ſich an Ort und Stelle glaubte, antwortete auf gut pommerſch: „J wat frägſt Du darna?“ und hält den anrufenden franzöſiſchen Elſaſſer für einen Pfälzer; denn er wußte, daß Pfälzer die Trancheewache hatten. Der Elſaſſer packt ihn feſt beim Arm und führt ihn in die Philippiſchanze, wo er von den Franzoſen umringt wird. „Du biſt ein Deſerteur!“ ſagt Einer zu ihm. Drevs antwortet: „J bewahr uns Gott: Lüde! wie kann ick deſertört ſind? ſe ſehn jo woll, det ick Kaffe för mienen Officier hebbe!“ Als ſie ihm aber nach ſeinen Kaffee greifen, da verſteht er keinen Spaß, ſchlägt rechts und links um ſich und läßt ſich ſeinen Kaffee nicht nehmen. Zu dem Lärmen kommt der Officier, der in der Schanze commandirt; der läßt meinen Pommer hart an, und Drevs, damals noch ein junges Bürſchchen und unerfahrener Soldat, glaubt ſchon, es ſei um ihn geſchehn und ſpricht treuherzig: „Hört, Lüde jüh weerd mie doch niſcht dehn? Ick kann mi jo nich währen, da ick keen Siedengewähr hebbe!“ Jetzt ſagt der Officier: „Ich will Dir das Leben ſchenken, aber Dich nach Mainz ſchicken; da kannſt Du ſehen, wie Eure Artillerie die Stadt zerſtört.“ Darauf antwortete

Drevs: „I nee, mien Herr! dato hebb' ich keene Tied, ick hebbe giſtern man erſt Schelle krigt, dat ick ſo ſpäde koam; Mainz krieg' ick doch noch to ſiehn, wenn mer's erobert hebben. Nu loat he mi man gahn, ſönſt krieg ick Ungelegenheet mit mienen Offi-cier!" Ueber dieſe Treuherzigkeit lachte der franzöſi-ſche Officier, auch ein Elſaſſer, und ſprach: „Komm, ich will Dir keinen Verdruß zuziehen!" Er führte ihn nun an die Bruſtwehr, der Tag graute eben, und ſagte: „Hier ſieh Dich um und zeige mir die Batterie Deines Offiziers!" Sogleich ſchrie Drevs: „Schlag Lüde! die Batterie ſchütt grade hierher, Herr Jee! wenn dat mien Leutenant wüßt, wat würd de ſeggen?

Der Elſaſſer zeigte dem ehrlichen Pommer jetzt den Weg, den er nehmen müſſe, um nicht erſchoſſen zu werden, und ſagte: „Grüß Deinen Officier nur und ſage, er möchte es nicht übel nehmen, daß ich ihm ſein Frühſtück ſo lange aufgehalten habe!" Drevs ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er lief, was er lau-fen konnte. Ganz athemlos kam er in der Batterie an. „Menſch!" rief der Lieutenant Neander entſetzt, „Menſch, wo kommſt Du her?" Lange wollte der arme Drevs nicht mit der Sprache heraus; er hielt das Vorgefallene für ein großes Verbrechen, für das er nach den Kriegsartikeln, in denen es heißt: Wer mit

dem Feinde Gemeinſchaft hat u. ſ. w., ſchwere Strafe befürchtete. Endlich nach langem Zureden erzählte er den Vorgang, wie ich ihn hier erzähle, bat aber ſeinen Officier dringend: „Jhn nich to verraden, da ſe em woll ſünſt vor den Kopf ſcheten kunden, wie't in de Kriegsartikel ſteit.“

Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte der alte Burſche die Geſchichte mit angehört und ſich der Aufmerkſamkeit gefreut, die von den Füſilieren der Begebenheit geſchenkt wurde, die er für die wichtigſte in ſeinem Leben hielt. Mit einem ſeltſamen Ausdruck ſahen ſich der alte Herr und der alte Diener an; endlich ſagte Drevs heiter: „Schlag Lüde! ick war der erſte Preuße in Mainz!“ und lachte ſo herzlich dazu, daß die Füſiliere unwillkürlich mit einſtimmten. Der alte Hauptmann war jetzt im Zuge: „Ja, Herr Kamerad!“ ſagte er zu dem Lieutenant, „ja, ich bin zufrieden mit dem Kerl, dem Drevs, kann nicht mehr leben ohne ihn, habe immer Glück gehabt mit meinen Burſchen, und an dem braven Jungen, den ich in der letzten Campagne von 93 hatte, an den will ich auch gedenken mein Leben lang, war ein braver Menſch, ein ächter Preuße! Laſſen Sie Sich ſagen, im November 1793 unternahmen wir einen Sturm auf das feſte Neſt Bitſch; aber der Sturm wurde abgeſchlagen, weil nur die dritte Colonne, ge-

bildet aus dem Garde-Grenadier-Bataillon von Rhe-
dich und dem Regiment Herzog von Braunschweig,
Terrain gewinnen und vordringen konnte Die Folge
davon war, daß ein Theil dieser siegreich vordringenden
Colonne abgeschnitten und gefangen wurde. Unter die-
sen befand sich auch mein braver Bursche, Caduc mit
seinem Namen geheißen. Ich hielt den wackeren Men-
schen für verloren, bis er plötzlich ausgewechselt nach
Potsdam zurückkehrte und mir erzählte, er sei zu
Langres und Arcis für Aube in französischer Gefan-
genschaft gewesen. Aber's Beste kam nach. Einige Mo-
nate nachher erschien ein todtblasser Husarenlieutenant
auf der Parade in Potsdam und schritt auf die Of-
ficiere von unserm Bataillon zu und erkundigte sich
nach den Grenadieren Caduc und Arndt. Ich
horchte hoch auf; und da erfuhren wir denn, daß der
Lieutenant bei Kaiserslautern schwer blessirt von den
Franzosen gefangen und nach Langres gebracht wor-
den sei. Nach dem Französischen Gleichheitssystem
gab man ihm täglich zehn Sous Papiergeld, keinen
Sechser werth, wie jedem Gefangenen, und er hätte
verschmachten müssen und elend umkommen, wenn sich
nicht zwei Grenadiere vom Bataillon Rhodich, mit
Namen Caduc und Arndt, seiner angenommen und
mit ihrer Hände Arbeit Geld verdient hätten, wofür

ſie den kranken Officier pflegten. Jetzt nun kam der Lieutenant, um, ſoviel in ſeinen Kräften, den braven Männern zu vergelten. Wir Officier traten ſogleich zuſammen und gaben den beiden Grenadieren durch ein Ehrengeſchenk unſere Achtung zu erkennen; des Königs Majeſtät aber verliehen Beiden die Verdienſtmedaille."

So erzählte der graue Hauptmann und ließ eine noch beſſere Sorte Wein bringen, mit der er eine Menge Geſundheiten ausbrachte, und die Sr. Majeſtät des Königs wohl noch dreimal.

Endlich, als es Abend wurde, da kam's an's Abſchied nehmen, und Alle nahmen herzlichen Abſchied von dem alten Officier, wie von dem alten Drevs, beſtiegen die im Hof vorgefahrenen Wagen und fuhren unter dem lauten Geſange des Preußenliedes von dannen und kamen zur rechten Zeit an ihrem Beſtimmungsorte an. Als ſie aber abſtiegen und ihnen der Knecht, der ſie gefahren, im Namen des Herrn Drevs eine erkleckliche Anzahl von Würſten und Broten überreichte, da ſagte der Berliner gerührt: „Schlag Lüde! der Herr Drevs iſt doch ein ſehr gebildeter Menſch. Schade, daß er kein Berliner iſt." Und damit nahm er die größte Wurſt und das beſte Brot, und es widerſprach ihm Keiner. —

Von vier Junkern.

Der Obriſtlieutenant in Dings da drüben, wie heißt's doch gleich? iſt ein noch gar ſtattlicher Herr, und hätte auch ſeinen Abſchied um Alles in der Welt nicht genommen, weil er mit Leib und Seele Soldat war, wenn er nur hätte noch zu Pferde ſteigen können, und die immerwährenden Kalender nicht geweſen wären an ſeinem Leibe, die ihn bald an dieſen, bald an jenen Ehrentag der Preußiſchen Armee auf eine eben nicht freundliche Weiſe erinnerten. Obgleich nun der Obriſtlieutenant nicht mehr mit dem Leib Soldat ſein konnte, ſo war er's doch noch mit der Seele, und zwar von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, und hätte ſich Keiner unterſtehen ſollen, ein ſchief Maul zu ziehen, wenn von Preußiſchen Soldaten die Rede war. Er hätte da was erleben können mit dem Alten, ſo gutmüthig der auch ſonſt war. Natürlich erzählte der Obriſtlieutenant von Nichts lieber, als von ſeinen

Feldzügen, und wenn er Abends seine Pfeife rauchte, und sein Glas Rumpunsch dazu trank, dann machte er alle seine Feldzüge im Geiste noch einmal durch, und seine Schwester und deren Töchter, die er auf seine alten Tage zu sich genommen, nicht, weil er der Pflege zu bedürfen glaubte, sondern weil's der Wittwe und ihren Waisen schlecht ging, die waren in der neuesten Kriegsgeschichte bald ebenso zu Hause, wie in dem Kochbuch, und vielleicht noch besser; denn ein absonderlicher Feinschmecker war der Alte just nicht.

Frau und Kinder hatte der Obristlieutenant nie gehabt; seine Liebste war, so lange er denken konnte, die Fahne gewesen; das Bataillon seine Familie, die Soldaten seine Kinder.

Seltsam war's einigermaßen, daß der Alte von den Siegen bei Großbeeren, Dennewitz, Leipzig, Paris u. s. w., bei denen er mit dabei gewesen, und das ordentlich, lange nicht so gern und so oft erzählte, wie von der Niederlage bei Jena, dem blutigen Straßengefechte in Lübeck und den mörderischen Treffen bei Preußisch Eylau und Friedland. Wie manche Eltern ihr krankes Kind am meisten lieben, so war die Schlacht um Jena dem Obristlieutenant die liebste, wenigstens in seinen abendlichen Erzählungen, und immer behauptete

er, bei Jena gerade hätten ſich die Preußen ganz vorzüglich geſchlagen und ſchalt gewaltig, wenn man verächtlich und hochmüthig von der Armee bei Jena reden wollte.

Heute war ſeiner Schweſter Sohn bei ihm angekommen, den Oheim, die Mutter und die Schweſtern zu beſuchen. Muſje Auguſt, wie ihn der Oheim zu nennen pflgte, war ſonſt nicht der Liebling ſeines Oheims; denn der talentvolle, aber etwas ſchwächliche junge Menſch hatte nie abſonderliche Luſt zum Soldatenſtande verrathen, und der Obriſtlieutenant meinte zuweilen, den Kopf ſchüttelnd: es müſſe doch nicht mit rechten Dingen zugehen, daß der Junge, der ihm ſo nahe verwandt wäre, ſo gänzlich habe aus der Art ſchlagen können. Heute aber war Muſje Auguſt im knappen Waffenrock erſchienen, ein ſchmucker Füſilier, und, o Freude! auf der rothen Achſelklappe, da ſtand, zwiſchen dem ſchwarz-weißen Paſſepoile des Freiwilligen, groß und breit die Nummer des Regiments, in welchem der Obriſtlieutenant gedient. Mutter und Schweſtern waren ganz glücklich, daß der Oheim ſo zufrieden mit dem Auguſt war, und als ſie Abends hinter dem Tiſch ſaßen, Alle mit Punſchgläſern, der Obriſtlieutenant und der Füſilier aber mit

dampfenden Pfeifen, da erzählte der Alte, so froh wie selten, die unzählige Male schon von ihm vorgetragene Geschichte seines Antheils von der Jenaer Schlacht. Aber die Freude sollte nicht lange dauern; denn plötzlich sagte der Freiwillige altklug und etwas vorwitzig: „Oheim, ich begreife nicht recht, wie Sie immer von der Schlacht bei Jena sprechen können; ich dächte, ein rechter Preuße schwiege gern von der Affaire und wäre froh, wenn sie nicht von den Feinden des Vaterlandes zur Sprache gebracht würde!“

Des Alten Gesicht wurde finster, wie die Nacht, und mit einem bösen Blick auf den Neffen brummte er: „So? — meint Er, Herr Grünschnabel? Sage Er mir doch mal, was hat Er denn an der Königl. Armee bei Jena auszusetzen?“

Vergebens winkten die Schwestern dem Bruder ängstlich zu; der fuhr unbekümmert um den Zorn seines Oheims fort: „Ueber den gemeinen Mann will ich Nichts sagen, der mag sich gut geschlagen haben, absonderlich, was Landskinder darunter waren; aber die Officiere taugten Nichts, gar Nichts, waren voll Uebermuth, voll Eitelkeit, kenntnißlos und ohne Courage!“

Dem Obristlieutenant ging vor Schreck die Pfeife aus. Er legte sie vor sich auf den Tisch und sagte

kurz: „Junger Menſch, die Jugend iſt ſtets übermüthig und meiſt auch eitel; aber kenntnißlos und ohne Courage waren die Preußiſchen Officiere bei Jena nicht. Wer Dir Das ſagte, der hat als ein infamer Schurke gelogen! York, Bülow, Kleiſt, Müffling, Boyen, Schill, Blücher, Hirſchfeld, das waren Preußiſche Officiere bei Jena!“

Die grimmige Rede des Alten ſetzte den jungen Füſilier in Verlegenheit: die ängſtlichen Geſichter ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern, die er jetzt erſt bemerkte, zeigten ihm, daß er einen dummen Streich gemacht. Dennoch aber ſchämte er ſich, nachzugeben, und halb ſtotternd meinte er: „Von ſolchen Officieren iſt natürlich nicht die Rede; ich meinte hauptſächlich die ungeſchickten Heerführer und die kleinen adeligen Junker, die in der Kinderſtube beſſer am Platz geweſen wären, denn auf dem Schlachtfelde.“

„Unſinn!“ entgegnete der Alte barſch, „Halloh! der große Braunſchweiger, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel, ungeſchickte Heerführer? Junger Menſch, Er iſt nicht geſcheut, wenn Er dieſe Feldherren ungeſchickt nennt!“

„Und doch haben ſie die Schlacht verloren!“ triumphirte der Füſilier.

„Donner und Wetter!“ schrie der Alte und schlug auf den Tisch, daß die Punschgläser tanzten, „die Schlacht haben sie verloren, nicht, weil sie ungeschickt waren, sondern weil sie den Bonaparte gegenüber hatten; Donner und Wetter! um von dem geschlagen zu werden, brauchte man nicht eben ungeschickt zu sein!“

Der junge Mann stutzte. Es ließ sich nicht viel sagen gegen diese Behauptung; der Alte aber zündete sich seine Pfeife wieder an, machte ein etwas freundlicheres Gesicht und sagte: „Hör Er mal, mein Sohn! thue Er mir den Gefallen und schwatze Er nicht Alles so leichtsinnig nach, was Seine naseweisen Buchgelehrten über die Preußische Armee in die Welt hinein schreiben, sondern geh Er selbst an die Quelle und unterrichte Er sich bei Leuten, die selbst in der Schlacht gewesen sind, denen die Kugeln über die Köpfe sausten, deren Donner seine naseweisen Stubengelehrten und Zeitungsschreiber aus der Ferne vernahmen, und nun paß' Er mal auf, ich will Ihm mal was erzählen von den kleinen adeligen Junkers, die Er in die Kinderstube schicken will, da soll Ihm ein Seifensieder aufgehen, bei dem Ihm die Augen übergehen werden. Also, Mann! drei Tage nach der Jenaer Schlacht stand das Infanterieregiment von Treskow, drei Bataillone stark, auf den Giebichensteiner Bergen bei

Halle an der Saale. Der Bernadotte, der nachgehends Kronprinz und König von Schweden wurde, forcirte den Uebergang über die Saale bei Halle, und die drei Bataillone von Treskow wurden abgeschnitten. Die armen Teufel wehrten sich auf ihren Bergen, bis der letzte Bissen Brod aufgegessen, und die letzte Patrone verschossen war. Nun mußten sie sich freilich ergeben und capituliren. Das ist keine Schande für den Soldaten, wenn er capitulirt, nachdem er eine Position so lange gehalten, als er noch Widerstandsmittel hatte, und wird Keiner den General von Treskow tadeln, daß er sich unter solchen Umständen zur Capitulation entschloß. Dennoch aber konnten zwei von den kleinen adeligen Junkern, die Er in die Kinderstube schicken will, den Gedanken nicht ertragen, ihre Fahnen in die Hand des Feindes fallen zu sehen, sondern, als die Stunde der Ergebung kam, da küßten sie ihre Fahnen, rissen die Tücher von den Stangen, wickelten sich hinein und stürzten sich in den Saalstrom, die Fahnen mit sich in den Wellen begrabend. Was meint Er, will Er noch immer hochmüthig von den kleinen adeligen Junkern sprechen? Ich dächte, Er griffe ehrerbietig an die Mütze, wenn künftig von den Junkern von Kleist und von Platen die Rede ist, die ihre Fahnen getreulich hüteten bis in den Tod!"

Der Füſilier wollte reden; der Obriſtlieutenant aber ſagte: „Halte Er das Maul und höre Er mir zu! Am Tage nach der Schlacht bei Jena fand ein verſprengter Trupp vom Infanterieregiment von Romberg den Junker von Berbisdorf an einer Waldecke liegend; eine Paßkugel hatte ihm den Fuß zerſchmettert, ein Säbelhieb ihm das Hinterhaupt geſpalten. Das arme Kind konnte ſchon nicht mehr ſprechen; aber er winkte den Unterofficier zu ſich und deutete auf friſch aufgeworfene Erde am Walde. Man verſtand den Junker erſt nicht, und er ſtarb unter fortwährenden Bemühungen, ſich verſtändlich zu machen. Da fiel's dem Unterofficier ein, dort nachzugraben, wo die Erde friſch aufgeworfen war, und was fand er da? he? Da fand er die Fahne des erſten Bataillons von Romberg, die der zum Tod verwundete Knabe ſtundenweit hierher geſchleppt und ſie vergraben hatte, um ſie nicht in die Hände der Franzoſen fallen zu laſſen. Was meint Er, Grünſchnabel! will Er ſich noch mauſig machen über die kleinen Junker von Jena? Halt Er das Maul und höre Er mir weiter zu! Unter den bei Jena Verwundeten und Gefangenen bemerkte der Bonaparte mit ſeinem Falkenblick auch einen kleinen, blaſſen Junker, zum Tode erſchöpft durch die Fatiguen der Tage vorher. Er

ließ denſelben vortreten und befahl, dem Junker einen Becher Wein zu reichen, damit er ſich erquicke; der aber genoß keinen Tropfen, ſondern theilte die Erquickung unter die ihm zunächſtliegenden verwundeten Soldaten. Der Kaiſer Napoleon runzelte die Stirn, obwohl ihm Das gefallen mochte; denn das muß man dem Bonaparte laſſen, Soldat war er, und darum verſtand er ſich auch auf die Soldaten. Endlich fragte er den Junker nach ſeinem Namen und lud ihn ſehr freundlich ein, in franzöſiſche Dienſte zu treten, er wolle ihn zum Officier machen, in die Kriegsſchule ſchicken und für ſein Avancement dann weiter ſorgen. Der Junker von Stockhauſen*) aber antwortete: „Ich danke Ew. Majeſtät, aber ich bin ein Preuſie, und ein Preuße kann nur Einem Herrn dienen, und das iſt der König von Preußen!“ Die Antwort nahm der Bonaparte nicht übel, weil er ſich; wie geſagt, auf Soldaten verſtand, und ſagte nur: „Ich wünſche dem Könige von Preußen Glück, wenn er viel ſolche Officiere hat. Aus dem wird Etwas!“ Dann aber ließ er Sorge tragen für den armen Junker und behielt ihn nicht in Gefangenſchaft, ſondern ſchickte ihn nach Berlin zu ſeiner Familie. Was meint Er zu dem kleinen adeligen Junker,

*) Der damalige Junker, jetzt Generallieutenant von Stockhauſen, iſt ſeit 1850 preußiſcher Kriegsminiſter.

der ſelbſt dem Kaiſer Napoleon, dem berühmten Bonaparte, Achtung abnöthigte? He, Grünſchnabel? Halte Er übrigens das Maul und höre Er zu, was ich Ihm erzähle. Des Königs Regiment hatte ſich nach der Jenaer Schlacht wirklich durchgeſchlagen bis nach Prenzlau und war mit in die Capitulation eingeſchloſſen, die der Fürſt Hohenlohe auf Anrathen des armen, verblendeten Maſſenbach eingegangen. Das arme Regiment aber war außer ſich darüber und wollte das Gewehr nicht ſtrecken und ſchlug ſich in den Straßen von Prenzlau verzweifelt gegen die Uebermacht des Feindes. Unter den Letzten, die ſich wehrten, die lieber ſterben wollten, als ſich ergeben, war der Junker von Petersdorff, und der muthige Junge beſchloß, die Fahne zu retten und ſie ſelbſt nach ſeinem Tode nicht in die Hände des Feindes fallen zu laſſen. Darum warf er ſie, kurz bevor er ſelbſt fiel, mit letzter Kraft über eine Mauer in einen Garten. Und er hat die Fahne wirklich gerettet; denn der Beſitzer des Gartens, ein Patriot, der verbarg ſie vor dem Feinde, und ſpäter hat er dem Königsregiment die theure Fahne zugeſtellt.

Nun zum Schluß will ich Ihm noch was ſagen. Sein eigener Oheim, als wie ich, iſt auch einer von den kleinen Junkers bei Jena geweſen und kann ſich

das Zeugniß geben, daß er dort ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. Verſtanden mein Junge? Und wenn Du künftig mal wieder auf die Junkers von Jena raiſoniren willſt, dann ſag's nur, und ich will Dir dann noch ſo viel von den Junkers erzählen, was freilich nicht in Euren gelehrten Scharteken und Zeitungen ſteht, aber darum erſt recht wahr iſt — und in der Armee fortlebt in gutem Gedächtniß. Uebrigens Nichts für ungut, mein Junge! weiß wohl, daß Du Nichts dafür kannſt, aber die verdammten Lügen über die Armee bei Jena ſind ſo oft geſagt und gedruckt, daß ſelbſt Leute daran glauben, die klüger ſind, als Du und ich zuſammen!"

Der Obriſtlieutenant ſchüttelte dem Sohn ſeiner Schweſter kräftig die Hand und leerte in einem Zuge das dampfende Glas, das ihm die älteſte Nichte präſentirte.

Die Kurfürstenschenke.

Einen Büchsenschuß etwa von der Stadt lag ein hübsches, altes Haus, und vor der Thür stund eine Linde, die noch hübscher war, als das Haus und vielleicht auch noch älter. Auf den hölzernen Bänken unter dieser Linde saßen die Gäste, absonderlich an schönen Sommertagen, wenn die Lindenblüthe so lieblich duftete, und an Gästen fehlte es, Gott sei Dank! nimmer; denn die Kurfürstenschenke war eine gut renommirte Wirthschaft in der ganzen Stadt und auch in der Umgegend.

Absonderlich wohl aber fühlten sich die Soldaten vom Königl. Preuß. Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regimente, die im Jahre 1849 einige Zeit in der nahen Stadt dort in Quartier lagen, in besagter Kurfürstenschenke; denn es hatte nicht nur der gegenwärtige Wirth, sondern auch dessen noch lebender Vater, jeder zu seiner Zeit, bei dem Truppentheile

geſtanden, der gegenwärtig unter dem Namen „Kaiſer Alexander Grenadiere“ einen guten Ruhm hat unter des Königs Garden, deſſen Ehre aber kund iſt männiglich auch weit über Preußenlands Gränzen hinaus.

Läßt ſich denken, daß der Wirth und ſein alter Vater, die ſich gern als „Alexandriner“ betrachteten und mit all' dem Stolze, der den Preußen ſo wohl kleidet, daß die beiden Alten thaten, was in ihren Kräften ſtand, die in der Kurfürſtenſchenke verſprechenden jüngeren Kameraden zu tractiren und zu divertiren. —

Saß da an einem heißen Sommerabend mal wieder eine richtige Zeche luſtiger Blauröcke zuſammen unter der Linde vor der Kurfürſtenſchenke, der Wirth mitten drunter, und die Stangengläſer entleerten ſich mit zauberhafter Geſchwindigkeit in die durſtigen Kehlen der tapfern Gardiſten, und war bei dem Dampfe der Cigarren Nichts mehr zu verſpüren von dem aromatiſchen Duft der Lindenblüthen.

Zog in der Ferne ein ſchweres Gewitter auf; aber die Preußiſchen Krieger kehrten ſich nicht daran, ſondern erzählten tapfer weiter von den gewaltigen Kriegsthaten ihres Regiments, wie's ſeine älteſte Fahne noch im dreißigjährigen Kriege vom Kurfürſt Jürgen Wilhelm erhalten, wie's unter dem Fürſten

Leopold von Anhalt, dem grimmigen alten Deſſauer, mit blanker Klinge die Schanzen von Turin geſtürmt, wie's unter dem Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter, in den Niederlanden gefochten und ſofort, bis auf die neueſte Zeit, da es unter Wrangel an jenem blutigen Oſtermorgen bei Schleswig die Danevirke erſtürmte, und endlich jüngſt den Rothen in Dresden mit Spitzkugeln und Bajonetten aufſpielte zum Kehraus. Während ſolcher Erzählungen war das Gewitter heraufgekommen, der Donner rollte vernehmlich, und fielen ſchon einige Tropfen in das ſchäumende Bier der hohen Stangengläſer. Da fragte ein baumlanger Grenadier den Wirth plötzlich: „Sagen Sie mir doch, Herr Kamerad, warum nennt ſich Ihr Etabliſſement denn eigentlich die „Kurfürſtenſchenke?“ Muß doch das einen beſonderen Grund haben.“

„Freilich hat's den“ erwiederte der Wirth; „aber kommen Sie doch 'rein, denn's fängt derb an zu regnen. Hinten in der Stube ſitzt mein Alter, der ſoll's Ihnen erzählen, warum das Haus hier die Kurfürſtenſchenke heißt. Thut's gern, denn das Preußiſche Herz iſt noch friſch bei ihm, und mit dem Mundwerk geht's auch noch ſo ſo; nur die Beine wollen nicht mehr fort. Hat noch unterm alten Fritzen gedient!“ Die Alexandriner nahmen die Einladung des Wirthes

an und erreichten, Jeder ſeine Stange Bier in der Fauſt, im Gänſemarſch das Hinterſtübchen, wo der Vater des Wirths im Lehnſtuhle ſaß, der mit blauem Kattun überzogen war, und ſeine Pfeife ſchmauchte. Der Alte richtete ſich halb auf im Stuhle, als die Kriegsleute mit freundlichem Gruß eintraten, muſterte Jeden einzeln von Oben bis Unten, ob Alles propper, neigte wohlgefällig ein paar Mal das weiße Haupt und hieß endlich ſeine jüngeren Kameraden willkommen und Platz nehmen hinter dem großen, eichenen Klapptiſch, der vor der Fenſterbank ſtand.

Während der Wirth nun ſeinen Vater bat, den Alexandrinern die Geſchichte von der Kurfürſtenſchenke zu erzählen, hatten dieſe Zeit, ſich in dem Stüblein des alten Soldaten umzuſehen. War alles ſauber und reinlich, und hingen an den Wänden unter Glas und Rahmen ein Bild vom alten Fritz, und darunter eine alte Säbelkoppel, ein Bild vom hochſeligen Herrn und darunter deſſen Teſtament „An meinen lieben Fritz," endlich ein Bild Seiner Majeſtät des Königs von Preußen und darunter der Prinz von Preußen. Das war der Schmuck der reinlich geweißten Wände. Ein blauer Schrank, ein großer Tiſch und eine lange Bank, der Lehnſtuhl und am Ofen ein ſauberes Bett, in jedem Fenſter aber zwei Vogel-

bauer — das war Alles, was in dem Stübchen zu sehen.

Mit freundlichem Gesicht — denn er erzählte gern von alten, vergangenen Zeiten — setzte der Greis seine Pfeife fort und begann: „Ist unter Kurfürst Joachim's Fußknechten, wie man damals die Infanterie nannte, ein gar stattlicher Bursch gewesen, gewaltig an Muth und Gliedmaßen, der hat sich bei jeder Gelegenheit also hervorgethan, daß er es bei jungen Jahren noch zum Unterofficier gebracht und immer um Kurfürstliche Durchlaucht hat sein müssen, als eine Ordonnanz oder so was Aehnliches. Kurfürst Joachim ist ein sehr stattlicher und prächtiger, auch streitbarer Herr gewesen, und hat er mit derber Faust eingreifen müssen in mannichfaches Unwesen, namentlich in die Räuberei und Wegelagerei, so sich selbst Herren vom Adel nicht entblödeten, damaliger Zeit zu treiben. Hat sich der gnädige Herr dadurch viele Feinde gemacht, ist aber als christlicher Fürst und Landesherr unerschrocken fortgeschritten auf dem Wege der Gerechtigkeit, und kannte er, als ein ächter Hohenzoller, keine Furcht. Hat die Räuber und Wegelagerer richten lassen ohne einigen Unterschied des Standes, und als ihn seine Nachbarfürsten und Vettern ermahnten, er solle doch nicht so viel adeliges

Blut vergießen, da antwortete er, er sei sich nicht bewußt, daß er habe Edelleute hinrichten lassen, sondern nur Raubgesindel. Wollte damit sagen, daß ein Edelmann, der das Räuberhandwerk treibt, kein Edelmann mehr ist, sondern ein Räuber. Uebte also Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person; ja, er ließ sogar seinen besten Freund und Geheimrath, den Ritter von Lindenberg, elend sterben von Henkershand, da derselbige des Straßenraubes überwiesen ward. So that der Hohenzoller, weil in seinem Geschlecht die Gerechtigkeit über Alles geht, über Liebe und Freundschaft. Aber der Zorn der adeligen Familien, deren Mitglieder von Henkershand gefallen waren auf den gerechten Spruch des Kurfürsten, entbrannten täglich gewaltiger und trachteten danach, wie sie ihren Fürsten fingen und in ihre Gewalt brächten. Aber Gott wachte über seinen Gesalbten und schützte ihn auf seinen Wegen, so listig und klug es die Verschworenen auch anfangen mochten. Einmal, in der Köpenicker Forst, hatten sie den Kurfürsten bald erreicht, und rettete sich selbiger nur mit großer Mühe. Da kam's 'raus, Einer von dem Kurfürstlichen Hofstaat hatte den Verräther gemacht und den Verschworenen die Wege des gnädigen Herrn, als ein ehrloser Hallunke, verrathen. Kurfürst Joachim ließ sogleich eine scharfe

Unterſuchung anſtellen. Da fiel der Verdacht durch Anſtiften einiger Neidiſchen und Mißgünſtigen auf den treuen Diener und Geleitsmann Seiner Durchlaucht, den oben erwähnten Unterofficier, Peter Melchior Waldmann. Betheuerte ſelbiger zwar eifrig ſeine Unſchuld; aber es wieſen ihm ſeine anklägeriſchen Feinde nach, daß er ſchon ſeit längerer Zeit allwöchentlich mehrmals ſpät Abends das Kurfürſtliche Schloß zu Köln an der Spree verlaſſen habe und erſt in der Frühe zurückgekehrt ſei. Mochte das der Peter Melchior Waldmann nicht läugnen, geſtand auch, daß er in ſolchen Stunden ſeine Liebſte beſucht habe. Als man aber den Waldmann aufforderte, ſeine Liebſte zu nennen und ſie zum Zeugen ſeiner Unſchuld zu berufen, da ſchwieg er ſtill und ſagte kein Wort. Nunmehr glaubten die Richter ſteif und feſt an die Schuld des Mannes und hielten die Geſchichte von der Liebſten für eine lügneriſche Ausrede, verurtheilten ihn zum Tode, und auch, daß er vorher ſollte auf die Folter geſpannt werden, damit man ſeine Mitſchuldigen und die Pläne der Feinde des Kurfürſten erführe. Kurfürſt Joachim war trotz ſeiner löblichen Regententugenden ein ſehr jähzorniger Herr; er hatte den Peter Melchior Waldmann ſehr hochgeſchätzt, ihm ſein Vertrauen geſchenkt, und darum brach nun auch ſein

Zorn um ſo grimmiger aus gegen Den, den er für einen Verräther hielt, wie die Richter. Zwar beſtätigte er das Todesurtheil nicht; aber er ließ den Unglücklichen auf die Folter bringen, daß er bekennen möchte. Doch ſelbſt die furchtbarſten Qualen konnten dem Unglücklichen kein Geſtändniß abpreſſen. Er litt finſter und ſchweigend. Als er wieder etwas zu Kräften gekommen, wurde er eines Morgens in den Schloßhof geführt, wo die Compagnie aufmarſchiert war, bei welcher der Peter Melchior Waldmann geſtanden, und glaubte dieſer, es ſei ſein letztes Stündlein gekommen. Aber es ward ihm nur vorgeleſen, daß ihn Kurfürſtliche Durchlaucht mit dem Tode verſchont wiſſen wollten; dagegen ſollte er als ein Verräther mit Schimpf und Schande aus der Compagnie geſtoßen, mit dem glühenden Eiſen auf der Stirn gebrannt und auf ewige Zeiten des Landes verwieſen werden. Als Peter Melchior Waldmann ſolches Urtheil vernahm, fiel er auf ſeine Knie und bat herzlich und mit Thränen, man möchte ihn doch lieber vom Leben zum Tode bringen, da ihm ſolche Schande ſchwerer, als das Sterben. Das verwunderte die Umſtehenden ſehr; denn in jenen rohen Zeiten galt das Urtheil des Kurfürſten für ein ſehr glimpfliches. Indeſſen half kein Bitten; Peter Melchior Waldmann ward mit

Schimpf und Schande aus der Compagnie gestoßen, schändlich gebrandmarkt und der Stadt und des Landes verwiesen.

Wenige Wochen, nachdem Solches geschehen, kam's heraus, daß Peter Melchior Waldmann ganz unschuldig gewesen, und ein ganz Anderer den Verräther gespielt, der auch mit dem Tode bestraft wurde. Nun reuete es den Kurfürsten sehr, daß er sich seines treuen Dieners beraubt und ihn so schmachvoll in's Elend gejagt; ließ auch austrommeln in Städten und Dörfern: „der Waldmann solle wiederkommen und habe Belohnung empfangen;" aber der Waldmann ließ nirgends was von sich sehen, oder hören. Darüber war des Kurfürsten Kummer groß. Ein paar Jahre vergingen; der Kurfürst Joachim hatte noch immer mit dem Raubgesindel zu kämpfen, und einige Rachsüchtige von Adel stellten ihrem Herrn immer noch nach. Da begab es sich eines Tages, daß sie ihn mit nur kleinem Gefolge mitten im dicken Wald überfielen und ihm seine Reisigen tödteten. Kurfürst Joachim mit nur wenigen Begleitern mußte sein Heil in der Flucht suchen und fand endlich, da die Rosse schon ganz erschöpft waren, Schutz in einem einsamen Gehöft. In diesem Gehöft war zwar nur ein einzelner Mann, aber von Körper wie ein Riese; der gab dem

Kurfürſten und ſeinen Begleitern Speiſe und Trank und bat, der Durchlauchtigſte Kurfürſt möge ſich ausruhen unter ſeinem Dach; machte dann zwei große Hunde los von der Kette und ſtellte ſich endlich mit einer Kienfackel und einer breiten Mordaxt vor die kleine Thür, die in's Gehöft führte. Als nun die Nachſetzenden ankamen, und er ihre große Anzahl ſahe, ſprach er ruhig: „Es hilft weiter Nichts!“ und ſchleuderte die Kienfackel in das Strohdach des Stalles, das ſofort Feuer fing und hoch emporflammte: „Warum thuſt Du Das?“ ſagte der Kurfürſt. „Man wird im Dorfe drüben die Flamme ſehen, und wir werden Hülfe kriegen!“ antwortete der rieſige Mann ruhig. Nun begann ein harter Kampf. Der Rieſe vertheidigte unerſchütterlich die enge Thür und fällte manchen Reiſigen durch die Hiebe ſeiner Axt; kletterten aber einzelne Feinde über die Mauer, ſo wurden ſie von den gewaltigen Hunden niedergeriſſen und jämmerlich zerfleiſcht. Nach einer halben Viertelſtunde ergriff die Flamme das Haus, und glühete die rothe Lohe gewaltig hinein in die Nacht. Da begannen bald hier, bald dort die Glocken zu läuten; die Verfolger des Kurfürſten wurden ſtutzig und entfernten ſich eilig mit Zurücklaſſung von einigen Todten, ehe denn die Mannſchaften kamen, die von allen Seiten

herbeieilten und beim Scheine des brennenden Hauses ihren Kurfürsten und Herrrn erkannten und ihn jubelnd umringten. Als der Kurfürst Joachim also gerettet war, da wendete er sich an den Riesen, der noch immer schweigend mit seiner blutigen Axt am Thore stand, ergriff ihn bei der Hand und sprach mit lauter Stimme, daß ihn Alle hören konnten: „Peter Melchior Waldmann! ich habe Euch erkannt: Ihr seid mir verfallen mit Leib und Leben, denn Ihr habt Euch gegen das Gesetz betreten lassen auf Kurbrandenburgischem Grund und Boden; Ihr seid mir verfallen, und ich will Euch mit mir nehmen auf mein Schloß nach Köln und Euch einsetzen in Eure vorige Ehre; denn es ist erkannt, wie Ihr unschuldig seid bestraft worden, und es ist der beste Beweis für Eure Treue, daß Ihr mir heut das Leben gerettet habt vor den Verfolgern, und Euer Haus und Hof gesetzt an meine Rettung!“ Da stürzten dem Waldmann die Thränen von den Backen. „Der Kurfürst aber fuhr fort: „Waldmann, warum habt Ihr mir Das gethan? Wolltet Ihr mich mit dem Unrecht gegen Euch auf dem Gewissen von dieser Erde scheiden lassen; denn Ihr habt doch gewiß gehört, wie ich habe austrommeln lassen Eure Unschuld in Stadt und Land?“ Hoch und theuer schwur der treue Peter Mel-

chior Waldmann, wie er von ſolchem Trommeln Nichts vernommen; der Kurfürſt aber nahm den feſten Mann unter den Arm, ging mit ihm abſeite und fragte ihn, warum er ſo hartnäckig geweſen und nicht ausgeſagt, bei Wem er die Nächte zugebracht. Der Waldmann aber entgegnete, nun könne er's ſchon ſagen, und Das ſei ja eben der bitterſte Kummer ſeines Lebens, daß er die Gunſt ſeines gnädigen Herrn verloren, ſich in Elend, Schmach und Schande geſtürzt, eines ſchlechten und betrüglichen Frauenzimmers halber. Nun bekannte er dem Kurfürſten, er habe eine Liebſchaft gehabt mit einem ſchönen Weibsbilde am Hofe, und habe die ihm in's Gefängniß ſagen laſſen, er ſolle doch nicht bekennen, daß er bei ihr geweſen, damit er ſie nicht um ihre Ehre und Reputation bringe; ſie wolle ihn ſchon ſo frei machen und dafür ſorgen, daß ſeine Unſchuld an den Tag komme; denn ſie gelte Etwas bei der Frau Kurfürſten Gnaden, und das wußte Waldmann. Da hatte der Peter Melchior Waldmann einen theuren Eid gethan, ſie nicht zu verrathen, und den Eid hat er gehalten auf der Folter und in der Entehrung. Das ſchlechte Weibsbild aber, ſo ſeiner überdrüſſig geweſen, hat ſich ſeiner im Geringſten nicht angenommen, und ihn in's Elend kommen laſſen, kurz nachher auch einen Andern gehei-

rathet. Der Kurfürst hat darauf den Waldmann wieder mit an den Hofstaat genommen und viele Jahre lang einen treuen Diener an ihm gehabt. Endlich, wie sich in seinen spätern Jahren Peter Meldier verheirathete, da ließ ihm der Kurfürst dieses Haus bauen, gab ihm Garten und Feld und Vieh, die Fischerei auf dem See und die Jagd in der Forst und freie Schenkgerechtigkeit in ewige Zeiten. Und weil Kurfürst Joachim diese Schenke ausgestattet mit so viel kräftigen Privilegien, darum ward sie ihm zu Ehren die „Kurfürstenschenke" genannt, und so heißt sie bis auf den heutigen Tag."

Der Alte schwieg eine Weile still. Dann fuhr er fort: „Das Kurfürstenthum Brandenburg hat sich in ein Königreich Preußen verwandelt; aber die Kurfürstenschenke ist die Kurfürstenschenke geblieben, und hat sie von all den schönen Privilegien auch die meisten im Lauf der drei Jahrhunderte verloren, so haben doch ihre Besitzer, die Nachkommen Peter Meldier Waldmann's, die alte brandenburgische Treue bewahrt und in Krieg und Frieden den Hohenzollern, Königen und Kurfürsten, mit Gut und Blut gedient, und sollen's auch fürder, so wahr ich Friedrich Wilhelm Waldmann heiße und ein rechter Nachkomme jenes

Peter Melchior Waldmann bin, von dem ich Euch erzählt habe!“

Als der Greis ſo erzählt hatte, ſtanden die Alexandriner auf, ſchüttelten ihm nach der Reihe die Hand, dankten ihm mit wohlgeſetzten Worten für ſeine Erzählung und meinten, ſie wüßten doch nun, woher die Kurfürſtenſchenke ihren Namen hätte und würden nun noch lieber herkommen, als zuvor. Dann aber eilten ſie im Sturmmarſch von dannen, der Stadt zu, denn die Stunde des Zapfenſtreichs war nahe.

Der Lieutenant von Bayer.

Eine Compagnie der tapfren Preußiſchen Truppen, die im Frühling des Jahres 1849 ſo tapfer gegen die Inſurgenten im Großherzogthume Poſen fochten, kam im Lauf der vielfachen Truppenbewegungen des genannten Jahres gegen den Herbſt in ein kleines Städtchen, an der ſächſiſchen Gränze gelegen, zu ſtehen, allwo ſie ſehr gut aufgenommen wurden, und wo die Leute ſich bald durch ihre Zutraulichkeit, beſonders gegen die Kinder, ſehr beliebt machten, obwohl ſich die tapfern Musketiere, weil nur der polniſchen Sprache mächtig, ſehr ſchwer mit den Einwohnern des Städtchens unterhalten konnten. Wenn ſie nun Abends ſo zuſammen ſaßen, ſei es in einer Schenke, oder auf freiem Platz, dann war in ihrer Nähe gewiß ein kleines, eisgraues Männlein zu finden, das ihnen aufmerkſam zuhörte. Dieſes Männlein war in dem Städtchen ſehr wohl angeſehn. Denn mancher kluge

Rath und manche Verbeſſerung ging von ſelbigem aus, und erkannte man leicht an Worten und Werken, daß der faſt Achtzigjährige ein gut Stück von der lieben Gotteswelt geſehen. Im Städtchen hatte er in der vergangenen Zeit als ein Steuerbeamter geſtanden, und verzehrte nachgehends daſelbſt ſeine kleine Penſion. Daß er aber dem Könige und dem Vaterlande gedient, treu gedient, das zeigte ſich Sonntags, wenn er mit ſeinen Medaillen und Bändern im Knopfloch ſtattlich zur Kirche ſchritt. Viele Male mochte der Alte die polniſche Unterhaltung angehört haben, und hatte doch kein Wort mitgeſprochen. Da trat er eines Abends plötzlich mitten in den Kreis der harmlos plaudernden Soldaten, grüßte ſie freundlich in polniſcher Sprache und ſagte zu ihnen: „Liebe Kameraden, ich bin von der polniſchen Gränze her gebürtig und habe eſt, wie Ihr, im Feuer geſtanden gegen die polniſchen Inſurgenten, und gewiß hätte ich Euch gleich in Eurer Sprache begrüßt; aber die Demokraten, deren es leider Gottes überall welche, und auch hierum giebt, ſagten überall, Ihr wäret mit den Inſurgenten heimlich einverſtanden, und der König hätte Euch aus dem Großherzogthum wegcommandirt, damit Ihr nicht gemeinſchaftliche Sache mit den Rebellen machen ſolltet. So ſagten ſie. Freilich glaubte ich das nicht gleich ſo; denn

die Demokraten lügen gar zu sehr. Aber sie hatten mir doch einen Floh ins Ohr gesetzt, und ich wollte Euch prüfen. Darum kam ich so oft und hörte Euch zu. Hätte ich nun in Euren Unterhaltungen ein falsches Wort gehört, ein einziges Wort gegen unsern Allergnädigsten König und Herrn, so hätte ich Euch als meineidige Schurken verachtet und Euch nicht mehr angesehen. Da das aber nicht der Fall ist; da ich im Gegentheil vernommen habe, wie Ihr brave Preußen seid und treue Soldaten des Königs, fest in Eurem Fahneneid, so trete ich zu Euch als ein alter Kamerad, der schon manche Patrone verplatzt hat, da Ihr, ja, da Eure Väter noch in den Windeln lagen, und bitte Euch um Verzeihung, daß ich einen so schlimmen Verdacht gegen Euch gehegt habe!" Als das alte Männlein so gesprochen, da sprangen die Musketiere auf, drückten ihm die Hand und nöthigten ihn, sich niederzusetzen und waren mit ihm, als wären sie mit bekannt schon seit vielen Jahren. Denn so ist's in der Preußischen Armee: alle Soldaten, die je unter dem schwarzen Adler gefochten, die sind vereinigt in eine große Waffenbrüderschaft und fühlen sich Alle, Vornehm und Gering, Alt oder Jung, als Brüder. Von dem Tage an aber sah man den eisgrauen Mann beständig unter den jungen Musketieren, und als sie ihm

alle Vorkommniſſe des letzten Inſurrections-Krieges mitgetheilt hatten, da begann er zu erzählen von ſeinem polniſchen Feldzuge, den er in den neunziger Jahren unter Obriſt Szekuly mitgemacht, und wie er mit ſeinem Officier, dem Lieutenant von Bayer, von den Polen gefangen, aber bald genug auch wieder befreit worden. Die Geſchichte aber von dem tapferen Lieutenant von Bayer und ſeiner Gefangennehmung erzählte der alte Mann alſo: „Die polniſchen Generale Madalinsky, Dombrowsky und Rewucki hatten ſich vereinigt, den Obriſten Szekuly aus ſeiner Poſition bei Inowraclaw zu verdrängen und ihn von Bromberg abzuſchneiden. Obriſt Szekuly aber gewann den Polen einen halben Marſch ab und warf den Lieutenant von Bayer vom Bataillon Heinrichs mit zwanzig Mann und zwölf Pferden nach Labiſchin, um ſeine Bewegung zu decken. Mit dieſem kleinen Trupp beſetzte der Lieutenant von Bayer einen ſtark ummauerten Kirchhof, der den Weg beherrſchte, und ließ hinter der Mauer, ſo gut es in der Eile ging, eine Art Gerüſt machen, auf welchem er ſeine Leute vertheilte. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurde er angegriffen und wehrte ſich nun zwei Stunden mit unerſchütterlicher Bravour gegen die Jäger und leichten Truppen der polniſchen Avantgarde. Vergebens

ſchickte der General Dombrowsky immer neue Truppen zum Angriff vor; der Kirchhof war durch preußiſche Tapferkeit uneinnehmbar. Endlich kam Geſchütz an; es wurde Breſche in die Mauer geſchoſſen. Aber erſt, als dieſelbe ſo breit war, daß er ſie mit ſeinen wenigen Leuten nicht mehr vertheidigen konnte, erſt da zog ſich Lieutenant von Bayer in die Kirche zurück, verrammelte die Thür, ſchoß aus den Fenſtern unter die Feinde und that ihnen ungeheuren Schaden. Faſt eine Stunde dauerte es, bevor es den Polen gelang, die Kirchthür zu ſprengen. Abermals wurde Lieutenant von Bayer zur Ergebung aufgefordert. Aber der tapfere Officier verrammelte die Zugänge zum Altar und wollte ſich auf dem hohen Chor hinter dem Altar vertheidigen, bis er die letzte Patrone verſchoſſen habe. Solche Tapferkeit entzückte den polniſchen General. Er lief, ein Tuch ſchwenkend, ſelbſt auf den Altar zu und bat den tapfren Officier, jetzt, da doch aller Widerſtand umſonſt ſei, ſein und ſeiner wackeren Krieger Leben zu ſchonen und ihn nicht in die traurige Nothwendigkeit zu verſetzen, ſolche Helden niederſchießen zu müſſen. Lieutenant von Bayer, der wohl einſah, daß er nun der Uebermacht ohne weiteren Nutzen unterliegen müſſe, ergab ſich. Dombrowsky aber umarmte den tapferen Officier und ſtellte ihn

ſeinem Stabe als ein Muſter von Geiſtesgegenwart und Muth vor. Lieutenant von Bayer aber hatte durch ſeinen entſchloſſenen Widerſtand das ganze Corps gerettet, das nun Bromberg ungehindert erreichte. „Ich aber,“ ſetzte der Greis ſtolz hinzu, „ich war Einer von den Zwanzig, die mit dem tapfren Lieutenant von Bayer auf dem Kirchhof und in der Kirche zu Labiſchin fochten. Ja, ja! wir haben unſere Sache zu unſerer Zeit auch nicht ſchlecht gemacht!“

Der Vorgang mit den polniſchen Musketieren war die letzte Freude des alten Kriegers. Bald nach dem Abzuge derſelben fand man ihn eines Sonntagsmorgens, mit all ſeinen Kriegsdenkmünzen geſchmückt, todt auf ſeinem Stuhle.

Auch eine Soldaten-Liebschaft.

Ein Kanonier, — ich will ihn Christoph Tannen nennen — zeichnete sich stets durch seine vorzüglich gute moralische Führung, Pünktlichkeit im Dienste und ein gewisses stilles, ruhiges Wesen aus. Er nahm nur selten an der lauten Freude seiner Kameraden Theil, und dann auch nur immer in sehr gemessener Weise. In den verschiedenen Gefechten, welche er in den letzten Jahren beiwohnte, hatte er sich als ein entschlossener, braver Soldat bewährt. Er war daher der Liebling des Batterie-Commandeurs! Als dieser einst freundlich mit ihm plauderte, fragte er ihn, warum er immer so still sei, er habe wohl irgendwo eine Liebste? Da schlug Tannen sein schönes Auge langsam in die Höhe und antwortete: „Zu Befehl, in der Heimath, wir haben uns versprochen, treu zu bleiben, aber drei Jahr lang nicht zu schreiben; darum gehe ich zu keinem Tanz und sehe nach keinem anderen

Mädchen. Ich will mein Verſprechen redlich erfüllen.“ Der Batterie-Commandeur ſchien Erfahrungen in Liebesangelegenheiten gemacht zu haben: eine Trennung von drei Jahren, und dabei nicht einmal Briefe zu wechſeln, kam ihm bedenklich vor. Er fragte daher den Tannen, ob er wohl an ſeine Liebſte ſchreiben dürfe. Dieſer hatte natürlich Nichts dagegen einzuwenden, und ſo ging denn am nächſten Tage nachfolgender Brief, dem ein kleiner goldener Halsſchmuck beilag, unter der Adreſſe der Eltern von Tannen, ab:

„An den Quellen der Donau im fernen Schwabenlande gedenken zwei Männer der Maria H. mit inniger treuer Liebe und hoher Achtung. Der Eine iſt der Kanonier Chriſtoph Tannen, der Zweite ſein Hauptmann, der dieſe Zeilen ſchreibt. Der Erſte hat dem Zweiten erzählt, wie gut, wie ſchön Marie iſt. Der Hauptmann kann der Marie ſchreiben, daß der Chriſtoph Tannen ein braver Soldat iſt, der in allen Gefechten der Gefahr dreiſt in's Auge geſchaut und ſtets alle ſeine Dienſtpflichten pünktlich erfüllt. Er kann ihm bezeugen, was Marie beſtimmt glaubt, aber doch vielleicht wieder einmal gern hört, daß Tannen ihrer überall mit treuer Liebe gedenkt, und kein Mädchen in Schwaben, wenn es auch noch ſo ſchön iſt, ihm gefällt; er bleibt ſeinem Könige und

ſeiner Liebſten unter allen Umſtänden treu. — Marie bitte ich, beiliegende Kleinigkeit zur Erinnerung an Tannen und mich zu tragen. Das Mädchen, welchem ein braver Soldat, wie Tannen, jahrelang in treuer Liebe zugethan bleibt, verdient gewiß in hohem Grade die Achtung jedes Mannes. —

Und für den Chriſtoph in der Fern
Sprechen Sie ein Gebet zum Herrn.
Und ſtellen All' in Gottes Huth,
Die unſerm König treu und gut;
Da iſt denn Chriſtoph auch dabei,
Wie die ganze Preuß'ſche Artillerei.

D. E., den 28. November 1849." L.

Nach Verlauf einiger Zeit ging dem Hauptmann nachfolgender Brief der Eltern des Tannen zu:

„Hochgeehrter Herr Hauptmann!

Mit welch überraſchender Freude Ihr Brief und das koſtbare Geſchenk von Ihrer hochverehrten Hand an ſeine Liebſte Marie mit den ſo wohlwollenden und liebevollen Worten Ihres werthesten Begleitungsſchreibens unſer Elternherz erfüllten, vermögen wir nicht, mit Worten auszudrücken. — Aber andererſeits bedauern wir mit Schmerzen, Ihren und unſeres Sohnes Wunſch nicht erfüllen zu können. Denn Diejenige, für welche das ſchöne Geſchenk beſtimmt war, hat, durch eine andere Partie bewo-

gen, vor drei Monaten einen Anderen geheirathet und so selbst unsere schöne Hoffnung vereitelt, indem unser Christoph zu lange ausblieb, und sein Leben durch die kriegerischen Zeiten zu viel in Unsicherheit stand. Wir senden nun darum das schöne Geschenk hiermit zurück, Ihnen tausendmal dankend für die Güte und das Zutrauen, das Sie dadurch unserm Sohne erwiesen haben. —

Doch können wir hierbei, so sehr es uns auch freut, daß unser Sohn ein guter, braver Soldat ist und dadurch Ihr gutes Herz gewonnen hat, nicht unterlassen, Ihnen unsern sehnlichsten Wunsch zu äußern, daß derselbe doch bald wieder in unsern Familienkreis zurückkommen möchte. Denn wir haben schon sehr viel Kummer erlitten durch seine lange Abwesenheit. —

Sie aber, hochgeehrtester und bester Herr Hauptmann, der uns diesen letzten Wunsch vielleicht bald erfüllen kann, wolle der liebe Gott im Frieden und im Kriege beschützen und glücklich erhalten!

Die Ihnen ganz ergebenen Eltern des Kanonier Christoph Tannen. P., den 13. Dezember 1849.

Peter und Anna Tannen."

Welch schmerzlichen Eindruck diese Nachricht auf den braven Tannen machen würde, konnte der Hauptmann

wohl ermeſſen; er theilte ſie ihm deshalb auch nicht mit. Wohl ſah ihn dieſer manchmal fragend an, und es fiel dem Hauptmann ſchwer ſich dann von ihm abzuwenden, oder nur mit ihm über Dienſtſachen, ſeine Pferde ꝛc. zu ſprechen. — Die Verhältniſſe geſtatteten es vor Kurzem, den Wunſch der Eltern des Tannen zu erfüllen und Letztern in ſeine Heimath zu entlaſſen. — Beim Abſchied, der Beiden ſchwer fiel, theilte der Hauptmann dem Tannen mit, welche Veränderungen er in der Heimath finden würde. — „O, Herr! antwortete dieſer, „mir ahnte Das, ſeitdem Sie nicht mehr mit mir über Marie ſprachen; auch habe ich ihre Hochzeit im Traume geſehen! Doch Gottes Wille geſchehe! ich bin zufrieden, wenn Maria glücklich iſt.“ — Der Hauptmann übergab ihm das kleine, für Marie beſtimmt geweſene Geſchenk mit der Bitte, es Derjenigen, die, treuer als Jene, dereinſt ſeine Frau würde, in ſeinem Namen zu überreichen. —

„Hauptmann!“ rief er, mit Thränen im Auge. „geht es gegen den Feind, dann komme ich wieder zur Batterie zurück, und ſollte ich auch ſchon eine viel ſchönere und treuere Frau, als Maria mir werden ſollte, gefunden haben. —